

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

7. u. 8. Heft

Juli u. August 1928

3. Jahrgang

Und doch...

von Maria Kahle

So kühn wie wir, die Kinder unserer Zeit,
Sind Menschen nie zum Licht emporgedrungen;
So laut wie jetzt, ob Land und Meeren weit,
Ist nie zuvor des Lebens Lied erklingen.

So viel wie wir, hat keine Zeit geschafft
Zum Einzelwohle und zum Wohl der Vielen;
So stolz wie wir, hat niemand noch gerafft
Der Sterne Gold zum Flitter und zum Spielen.

So stark wie wir, hat keine Zeit gestrebt
Des Lebens große Rätsel zu ergründen;
So schnell wie heut' ward nimmer noch gewebt
Um Weltgeschick, der Zukunft einst zu künden.

So heiß war nimmer noch der Freude Glut,
Die in der Menschenfinder Adern rollte;
So rot war nimmer noch das wilde Blut,
Das gegen Tod und Schicksal stürmen wollte.

So scharf war niemals je der Hohn und Spott,
Mit dem man alles Heilige zerrissen!

Und doch: —

So weh war nie der Sehnsuchtschrei nach Gott,
So öd das Herz, so traurig das Gewissen.

Die Seniorin der deutschen Frauenbewegung

von Ministerialrätin Dr. Gertrud Bäumer-Berlin

Die Frau, die in diesem Jahr ihr 80. Lebensjahr vollendete, ist mit der Geschichte der deutschen Frauenbewegung von ihren Anfängen an verknüpft gewesen. So groß die Reihen der Frauen ist, auf deren Führung und Arbeit die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung beruht, so vielseitig die Gebiete sind, aus denen sich die Tätigkeit der deutschen Frauenbewegung zusammensetzt, so ist doch der Name von Helene Lange in besonderer Weise für Sinn, Wesen und Ziel der Frauenbewegung charakteristisch geworden.

Das liegt nicht nur daran, daß ihr die Aufgabe zugefallen ist, in ihren Schriften und in ihrer nun über 30 Jahre bestehenden Zeitschrift „Die Frau“ immer die tieferen Begründungen der äußeren Ziele zu geben, sondern das liegt vor allem auch darin, daß sie in ihrer Persönlichkeit Sinn und Wesen dessen, was erstrebt wurde, ganz besonders charakteristisch verkörperte.

Immer ist sie — aus kräftigem niederdeutschen Geschlecht — in besonders ausdrucksvollem Sinn als Typus einer deutschen Frau erschienen, und die Gegner, die wie s. J. Treitschke meinten, daß Frauenemanzipation stets nur aus „dem Schlamm der Überkultur“ als Fäulniserscheinung aufstiege, wurden entwaffnet durch den ruhigen, gesunden, gelassenen und kraftvollen Typus der Frau, in der sich diese neuen Ziele und dieser neue Wille verkörperten.

Ihre Jugend fällt in die Zeit, in der sogar der Beruf der Lehrerin für Mädchen aus guten Bürgerkreisen als ein degradierender Notbehelf und ein ungewöhnliches, beinahe abenteuerliches Lebensschicksal angesehen wurde. Als das junge Mädchen ihrem Vormund diese Absicht kundtat, entschied er, daß noch nie in Oldenburg ein Mädchen so etwas getan hätte, und damit war die Sache bis zur Mündigkeit abgetan.

Es können sich heute die Scharen von Frauen, für die nicht nur der Beruf an sich, sondern auch die freie Wahl jedes nur möglichen Berufes etwas ganz Selbstverständliches ist, wohl kaum mehr vorstellen, was es bedeutet hat, durch Jahrzehnte seines Lebens hindurch jeden Schritt in unbegangenes und unbetretenes Land zu tun — mit jedem Schritt etwas Ungewöhnliches, Auffallendes und fast allgemein Mißbilligtes zu tun — mit jedem Schritt sich in die Notwendigkeit der Verteidigung, Rechtfertigung der eigenen Pläne hineingezogen zu sehen — grundsätzlich auf Jahrzehnte hinaus auf die allgemeine Zustimmung und Anerkennung verzichten zu müssen. Es gehört eine wohl für die meisten unvorstellbare innere Sicherheit dazu, das durchzusetzen, und wohl besonders, weil es sich um den neuen Weg der Frauen handelte. Die Propheten großer, neuer geistiger, sozialer oder politischer Forderungen kämpfen für sachliche und äußere Ziele. Wenn auch diese Ziele sich noch nicht durchsetzen, so bestreitet ihnen doch niemand das

Recht des Kampfes. Die Frauenbewegung kämpfte gegen eine in Jahrhunderten befestigte und selbstverständliche Mißachtung. Sie kämpfte kaum gegen ernste und achtungsvolle Widerlegung, sondern gegen Spott, Mitleid, Lächeln und Achselzucken. Dazu gehört ein größerer moralischer Mut und eine festere innere Überzeugung. Es hat kaum in der Geschichte eine Bewegung gegeben, deren Anfang in diesem Sinne unpopulär ist.

Und doch war alles, was gefordert und erkämpft wurde, im Grunde so einfach, natürlich und gesund. Was war eigentlich natürlicher und gesunder, als daß die Mädchen des gebildeten Mittelstandes, die nicht mehr in der Familie das alte normale Frauenschicksal im normalen Heiratsalter finden konnten, den Versuch machten, sich auf eigene Füße zu stellen, statt weiterhin als nichtvollausnugzbare Kräfte ihre Angehörigen zu belasten. Was war selbstverständlicher, als daß, um diesen Boden unter die Füße zu bekommen, vor allem eine Umgestaltung der Mädchenbildung notwendig war — der Mädchenbildung, für die es bis dahin nur zwei Typen gab: Die Volksschule und die höhere Töchterschule, deren Name schon andeutet, daß sie eine wenig ernsthafte und wenig brauchbare Standesbildung vermittelte. Als nach der Begründung des Deutschen Reiches im Jahre 1872 die Pädagogen des deutschen Mädchenschulwesens zusammenkamen, um ein neues Programm der deutschen höheren Mädchenschule aufzustellen, formulierten sie als Bildungsziel: Die deutsche Frau müsse so weit gebildet werden, daß sie „den Mann am häuslichen Herde nicht langweile und in der Hingabe an höhere Interessen nicht lähme“. Dieses klassische Wort spricht, ohne daß sich seine Urheber wohl dessen ganz bewußt sind, genau den offenen und geheimen Sinn der Mädchenbildung von damals aus; nicht um den Mädchen irgendeine Grundlage für ein selbständiges inneres Leben und irgendein Können für selbstverantwortliche Gestaltung ihres äußeren Lebens zu geben, sondern um sie zur bloßen Anteilnahme an den Interessen anderer zu befähigen, wurde ihre Bildung eingerichtet.

Nachdem Helene Lange für sich den Lehrerinnenberuf durchgesetzt hatte und sehr früh schon in Berlin die Leitung einer privaten Lehrerinnenbildungsanstalt übernahm, trat sie in den aktiven Kampf um die Verbesserung der Mädchenbildung ein. Es verbanden sich ihr dabei zwei Forderungen: Die eine, daß die Mädchenbildung grundsätzlich mehr als bisher auch in den öffentlichen Schulen unter der Leitung von Frauen liegen sollte, und ferner, daß sie in ihrer Zielsetzung von Grund aus auf die Erziehung innerlich selbständiger, verantwortungsbewußter und für den Lebenskampf wirklich ausgerüsteter Frauen eingestellt sein sollte. Sicher nicht mit Unrecht gab sie der Tatsache, daß die Ziele der Mädchenbildung bis dahin wesentlich von Männern bestimmt worden wären — Männern, die nicht am eigenen Leibe die Bildungsnot und spätere Lebensnot der Mädchen zu erfahren hatten — die Schuld an der verfehlten und überholten Zielsetzung.

Zu einem ersten Vorstoß, der die Öffentlichkeit in weitesten Kreisen aufregte und beschäftigte, kam diese Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Mädchenbildung im Jahre 1887 in einer Petition, die ein Kreis von Frauen an die

Preußische Unterrichtsverwaltung richtete, und in der die Forderung auf zeitgemäße Umgestaltung der Mädchenbildung verbunden war mit der Forderung, den Frauen den Zugang zu einer akademisch gestalteten Lehrerinnenbildung zu öffnen, damit für die Mädchenschulen ausreichend durchgebildete Lehrkräfte zur Verfügung stünden. Der Kreis, aus dem diese Petition hervorging, stand unter der geistigen Führung von Helene Lange und Henriette Schrader, Begründerin des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin und der Gattin eines bekannten liberalen Politikers. Die Bestrebungen dieses Kreises fanden lebhaftes Interesse bei der damaligen Kronprinzessin Friedrich, die, wenn sie als Kaiserin die Macht dazu bekommen hätte, ohne Zweifel schon viel früher der Verbesserung der Frauenbildung offizielle Anerkennung und offiziellen Schutz verschafft hätte.

Da diese Wendung nicht eintrat, so dauerte der zähe Widerstand gegen höhere Mädchenbildung und Frauenstudium in Deutschland noch Jahrzehnte. Jahr für Jahr wurden die Petitionen der Frauen um Erschließung der Universitäten, Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen und um weibliche Bildungsanstalten, die zur Hochschulreise führten, im Reichstag und in den Landtagen unter der Heiterkeit des Hauses abgelehnt und begraben, nur von wenigen einsichtsvollen und weitsichtigen Freunden unterstützt. Länger als beinahe in jedem europäischen Lande verschloß sich auch die öffentliche Meinung gegen Notwendigkeiten, die eigentlich die wachsende Veränderung des wirtschaftlichen Lebens jedem unbefangenen Blick hätte zeigen sollen. Die Berufszählungen bewiesen, daß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein größerer Prozentsatz der weiblichen Jugend auf Berufsausbildung und Berufsausübung mindestens bis zu immer länger hinausgeschobenen Heiratsmöglichkeit angewiesen waren, und dieselben Zahlen bewiesen auch, wie diese wachsenden Millionen durch ungenügende Ausbildung und mangelndes Können in schlecht bezahlten unteren Schichten des Berufslebens festgehalten wurden. In Tausenden von Frauenschicksalen zeigte sich, daß der nur als Notbehelf schlecht vorbereitete, erwählte Beruf schließlich doch zur Existenzgrundlage werden mußte und unter Umständen gute Begabung und wertvolle Kräfte in untergeordneter Leistung festhielt.

Nachdem sich zunächst alle Aussichten zerschlugen, daß seitens der Öffentlichkeit von Staat oder Gemeinde eine gründliche Reform der Mädchenbildung durchgeführt wurde, begründete Helene Lange selbst Ende der achtziger Jahre in Berlin die Realkurse für Mädchen, die sich zunächst nur das Ziel setzen konnten, für die Schweizer Maturität vorzubereiten, da man die Mädchen in Deutschland zur Reifeprüfung nicht zuließ. Aus dieser Anstalt gingen auch wiederum unter großen Mühen und Kämpfen die ersten deutschen Abiturientinnen hervor, die die Universitäten bezogen — ohne allerdings zunächst immatrikuliert zu werden, immer auf die Gnade der Dozenten angewiesen, die sie heute zulassen und morgen wieder ausschließen konnten.

Es ist heute dem Bewußtsein der lebenden Generation der Studentinnen wohl kaum mehr gegenwärtig, daß die Grundlagen des Frauenstudiums in Deutschland nicht älter als ein Vierteljahrhundert sind.

Wenn auch die aus dem eigenen Beruf sich ergebende Zentralaufgabe der Umgestaltung der Frauenbildung den eigentlichen Kern der Lebensleistung von Helene Lange bildet, so schlossen sich doch in unausweichlicher Konsequenz um diesen Kern andere Aufgaben. Der Zusammenhang der Frauenbildung mit der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Frauen verbreiterte das Arbeitsgebiet der Frauenbewegung. Das Schicksal der arbeitenden Frau aller Berufsschichten wurde Gegenstand ihrer Fürsorge und ihres Kampfes. Die Zulassung zu dem Beruf selbst, die Befoldung, die Rechtsstellung im Beruf, die Aufstiegsmöglichkeiten, der Schutz von Gesundheit und Kraft, die Fürsorge gegenüber Ausbeutung und Überlastung, insbesondere auch der sozialpolitische Schutz der arbeitenden Ehefrau und Mutter, das alles rückte nach und nach in den Gesichtskreis der Frauenbewegung. Ihre Organisation, die im Anfang auf das zeitgemäße und notwendigste Gebiet der Frauenbildung beschränkt worden war, erweiterte ihre Ziele und Aufgaben. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein, die älteste Organisation der deutschen Frauenbewegung, schon 1865 begründet, und später die Zusammenfassung der deutschen Frauenvereine und Verbände im Bund Deutscher Frauenvereine wuchsen nicht nur an Mitgliederzahl, wurden nicht nur allmählich ein machtvollerer Faktor im öffentlichen Leben und in der öffentlichen Meinung, sondern umfaßten auch die Bedeutung der Frauenbewegung in immer weiterem und vertiefterem Sinne.

Helene Lange ist vor allen Dingen die geistige Führerin bei dieser Vertiefung gewesen. Ihre klare, verantwortungsbewußte und reife Betrachtung aller der Lebensprobleme, die im Rahmen der Frauenbewegung auftauchten, hat dafür gesorgt, daß die deutsche Frauenbewegung vor Entgleisungen, Übertreibungen und gefährlichen Einseitigkeiten bewahrt geblieben ist. Das hat sich wohl besonders in den inneren Auseinandersetzungen über sexual-ethische Fragen gezeigt. Wenn in dem Programm der deutschen Frauenbewegung die Lebensordnung der Familie als Grundlage und Maßstab für ein gesundes Verhältnis der Geschlechter nachdrücklich festgehalten ist, so ist das nicht zum wenigsten der geistigen Führung von Helene Lange zu verdanken.

Bei aller Klarheit über die Grenzen der sogenannten „Emanzipation“ hat sie doch schon früh die letzten Konsequenzen des Sinnes der Frauenbewegung gezogen. Im Jahre 1896 erschien ihre erste Vertretung und Verteidigung der Forderung des Frauenwahlrechtes, des vollen Bürgerrechtes der Frauen in Gemeinde, Staat und Reich, und seitdem hat sie gegen ebenso zähe wie sich überlegen gebärdende Widerstände diese Forderung bis zu ihrer Erfüllung verteidigt. Sie hat sich den Weg bis zur Erfüllung etwas anders vorgestellt, als er schließlich unter der Wirkung katastrophaler Ereignisse sich gestaltete. Sie hat in dem Gemeindevahlrecht und der Mitwirkung in der kommunalen Arbeit die erste Stufe dieses Fortschrittes gesehen und den von ihr geleiteten Allgemeinen Deutschen Frauenverein ganz besonders zur Betätigung auf diesem Gebiet geführt. Als die außerordentlichen Schicksale Deutschlands die Frauen mit einem Schlage

zur vollen staatsbürgerlichen Verantwortung beriefen, wurde sie Mitglied des Parlamentes in Hamburg und hat — ein schönes Symbol für die äußere Vollendung eines Lebenswerkes — als Alterspräsidentin die erste Sitzung der nach der Revolution neu gewählten Hamburger Bürgerschaft eröffnet und geleitet.

So rundet sich hier ein Lebenswerk zu seltener Vollständigkeit und Geschlossenheit. Daß aber mit dem äußeren Sieg die innere Mission der Frauenbewegung nicht erfüllt ist, sondern erst beginnt, das spricht sich aus in einem Vergangenen und Zukunft miteinander verbindenden Vortrag von Helene Lange aus dem Jahre 1920: Steht die Frauenbewegung am Ziel oder am Anfang?

Sie ist der Meinung, daß die Frauenbewegung noch im Anfang steht — denn nun erst, nachdem den Frauen alle Möglichkeiten der Mitwirkung gegeben sind, sollen sie beginnen, den Sinn ihrer Bewegung zu erfüllen: nämlich durch ihre Mitarbeit im Gemeinschaftsleben ihm mehr als bisher das Merkmal des inneren Friedens, des aufbauenden Zusammenwirkens aller Kräfte zur Pflege höherer Volkskultur zu geben.



Die sächsische Frau

von Ubele Jay-Kronstadt

Eine große Ehre, eine große Freude steht uns sächsischen Frauen mit dem Beginn des deutschen Ferienhochschulkurses bevor. Es ist der Besuch der geistig bedeutsamsten Frauen Deutschlands, die ihre Schwestern im fernen Siebenbürgen besuchen und ihnen ein Bild ihres Geisteslebens bieten wollen. — Der Wunsch so vieler sächsischer Frauen, ihr Verlangen, diese Geistesheldinnen unseres Volkes persönlich kennen zu lernen, die vielen sich uns aufdrängenden Fragen, Zweifel, Hoffnungen, — sie sollen nun laut werden dürfen und manche von ihnen zur Aussprache kommen, um beantwortet, berichtigt oder verworfen zu werden. — Gewiß, wir sächsischen Frauen erwarten viel von diesen Tagen, ebensoviel für unser allgemeines Wissen wie insbesondere für die Vertiefung der Aufgabe der Frau als solcher. Nach allem, was wir bereits über unsere wertigen Gäste wissen, dürfen wir unsere Erwartungen hoch spannen.

Wer aber sind wir, die wir so hohe Erwartungen hegen? Wer ist die sächsische Frau eigentlich, die, vollbewußt, sich den deutschen Volksschwestern gegenüberstellt, um sie in ihrem bescheidenen Heim zu empfangen? Die zumeist gehörte Antwort, daß die Siebenbürger Sachsen Auslandsdeutsche seien, die im Laufe der Zeit von Deutschland losgelöst wurden, stimmt für uns nicht ganz. Unsere Geschichte sagt uns, daß wir nicht ein vom deutschen Stamme losgelöstes Zweig, sondern ein kräftiger Wurzeltrieb dieses Stammes aus dem 12. Jahrhundert sind, also aus jener Zeit, als das deutsche Volk zwischen den Alpen und der Nordsee noch nach der inneren Einigung seiner verschiedenen Stämme rang. Aus dieser Vereinigung

hat sich im Laufe der Zeit durch die Kämpfe mit den Nachbarn aus Ost und West erst der Charakter des deutschen Volkes entwickelt. So hat auch das im 12. Jahrhundert aus der Heimat am Rhein in das Land jenseits der Wälder (Transsilvanien) verpflanzte Volk seine volle Charakterprägung erst im Laufe der Zeit und durch seine Umgebung erhalten. Es mußte, einem inneren Drange folgend, auf den Ruf des ungarischen Königs weit über hohe Berge und breite Ströme ziehen und in das Land zwischen Alt und Marosch kommen, um dort in dem wüsten Land sich eine neue Heimat zu gründen. Ein kleines Häuflein war es, an Zahl kaum einer mittelgroßen deutschen Stadt gleich, das hier — nur sich selbst und einem ungewissen Schicksal anvertraut, umgeben von fremden Nachbarvölkern, sich seine von ihm heißgeliebte Heimat schuf, die es Sachsenland oder Königsboden (weil vom König geschenkt) nennt. — So sind wir, wohl eines Stammes mit unseren deutschen Brüdern, doch unseren eigenen Werdegang gewandert, — aber deutsches Blut fließt in unseren Adern, deutsch ist unser Denken und Fühlen, deutsch unser Herz, trotzdem wir hier unter einem anderen Himmel leben, eine andere Luft von unseren Südkarpathen einatmen, anderes Wasser aus unseren Mineralquellen trinken und von volksfremden Nachbarn umgeben sind. Der alten Heimat treu geblieben, sind wir stets bemüht, unser deutsches Ich, unseren Charakter, unsere selbstgeschaffenen Sitten zu bewahren, obwohl wir in den ersten Jahrhunderten nur wenig Verbindung mit der deutschen Heimat hatten, ja unsere Honterusreformation uns selbst gestaltet haben.

Dieser stärkere Zug der Selbständigkeit, der sich in den Kämpfen um die Herrschaft und Unabhängigkeit in der neuen Heimat entwickelte, charakterisiert auch die sächsische Frau jener Zeit. Auf dem neuen Eigenlande mußte sie, wie seinerzeit die Frauen der alten Germanen, zur Mitkämpferin und Mitarbeiterin des Mannes werden. Sie mußte, wenn er mit den Genossen der Nachbardörfer zur Verteidigung der Gemeinde hinauszog, selbst mit Kind und Gesinde wehrhaft werden und helfen, die Mauern der Kirchenburg zu schützen, die Breschen zu verstopfen und den vor den Mauern kämpfenden Nahrung oder Kriegsvorrat zu bringen. Ihr, der sächsischen Frau, war auch die Erziehung der Kinder, wie die Erhaltung von Sitte und Volkstum in jener Zeit am meisten anvertraut, und gerade diese Verantwortlichkeit hat die geistige Entwicklung wie den Charakter der sächsischen Frau damals gekräftigt.

Unwillkürlich steigt vor unseren Augen die Erinnerung an den Weltkrieg auf, wo unsere Bauernfrauen auch mit ihren Kindern tapfer mit Pflug und Sense auf den Acker hinausgingen, ihn bestellend und dabei daheim unverdrossen die Wirtschaft besorgend. Ihr Zusammensein mit den Kindern hatte die gute Wirkung, daß diese in der Zeit des Krieges nicht verwilderten, sondern an Kraft und Entbehrung wuchsen und stärker, volkstreu wurden.

Das starke Gefühl der Selbständigkeit erfüllte in der Folge auch das sich aus dem Bauernstande entwickelnde sächsische Handwerk, in dem die Frau mit dem gleichen Rechte am Gewerbe mitschuf, das sie zeitweilig auch selbständig

führte. Mit der fertigen Ware zog die Frau häufig auf die Märkte der umgebenden Orte.

Was das stolze Bewußtsein der Selbständigkeit unseres Volkes dauernd erhielt und auch jetzt bis in den letzten Bauern erhält, das ist die Rechtsgleichheit jedes Bürgers vor dem Gesetz, die zu allen Zeiten herrschte. Wir haben weder einen Hörigenstand noch einen sächsischen Adelsstand gehabt. Wo ein solcher sich durch Erblichkeit bürgerlicher Würden an einzelnen Orten oder durch Mischehen mit dem ungarischen Adel einzuschleichen suchte, da ist er zumeist dem ihn bekämpfenden Bürgertum erlegen oder im ungarischen Adel aufgegangen, im letzteren Falle freilich durch die Mischehe des reichen sächsischen Mädchens das Volkstum schädigend. — Das sittliche wie das Rechtsgefühl der sächsischen Frau nahm Anstoß an der Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen, daher gab es bei uns bis zur Reformation auch rechtlich geschlossene Ehen katholischer Geistlicher. So wichen und weichen wohl auch jetzt einzelne Züge im Charakter der sächsischen Frau von denen der reichsdeutschen ab. Zu diesen gehört unsere sächsische Bedächtigkeit, unsere lange Überlegung, die uns gar oft den günstigen Augenblick versäumen läßt, unser zähes Festhalten am Ererbten, auch wenn dies schon wertlos oder unhaltbar geworden ist. So auch vielfach der Mangel an großzügigem Unternehmungsgeist, wo es zu wagen und zu verlieren gilt. Beide Eigenschaften gehen wohl aus dem Drucke der uns früher umgebenden Verhältnisse hervor. Die Zeit des selbständigen siebenbürgischen Fürstentums gewährte uns größere Handlungsfreiheit, während die Herrschaft der Habsburger und im vorigen Jahrhundert die der ungarischen Regierung die freie Entwicklung unseres Volkes einschränkte, die nun unter der jetzigen Herrschaft zum bloßen Phantom zu werden droht.

Wenn wir hier versucht haben, eine Verschiedenheit in dem Charakter der Siebenbürger Sachsen zu dem der Reichsdeutschen zu zeichnen, so sind wir uns bewußt, daß wir eben nicht eine Anzahl von Menschen sind, die hier durch Herkommen und Kultur im Laufe der Zeit zusammengehalten wurden, sondern daß wir eine Gemeinschaft von Deutschen sind, die durch innere Zusammengehörigkeit ihrer heiligsten Gefühle, durch göttliche Fügung in der Vergangenheit mit einer bestimmten Aufgabe für die Zukunft hier vereinigt worden sind, und daß gerade unsere Zukunftsaufgabe unserem Charakter die Kraft geben muß, hier aus- und durchzuhalten.

Man hat uns Sachsen, besonders auch unserem Freien Sächsischen Frauenbund den Vorwurf gemacht, daß uns das rechte evangelische Glaubensgefühl, die tiefe Frömmigkeit des echten Christentums fehle, daß wir unsere Kirche nicht als Ausdruck und Inhalt unseres Glaubens, sondern mehr als ein Band zur Erhaltung unserer völkischen Zusammengehörigkeit ansehen. Das mag wahr und auch nicht wahr sein, je nachdem wie man es ansieht. — In der sächsischen Frau aber hat tiefe Frömmigkeit zu allen Zeiten gelebt und ihren wohl unmerklichen und doch wahrnehmbaren sittlichen Einfluß auf unser ganzes Volksleben und Empfinden ausgeübt. — Von dem Abschäum, den die Gegenwart auf alles, was Gefühl heißt, ausgießt, muß hier abgesehen werden,

Unserem mehr ruhigen und nüchternen Volkscharakter entspricht das tiefe Festhalten und das warme Bewußtsein eines gesicherten Besitzes, als den wir unseren evangelischen Glauben ansehen, und so kommt es, daß unser Gefühl erst dann aufwallt, wenn wir diesen sicheren Besitz bedroht sehen und ihn verteidigen sollen. Beweis dafür, daß es in Siebenbürgen keine Religionskämpfe gab und daß verschiedene Religionsbekenntnisse bei uns Jahrhunderte lang in Frieden nebeneinander lebten. Andererseits wieder der Beweis, daß auch in der Zeit der katholischen Bedrückung und trotz der unter Maria Theresia gebotenen Vorteile Übertritte von seiten der Sachsen kaum vorgekommen sind. Sollten aber einmal außergewöhnliche Verhältnisse unser Volk vor die Wahl stellen, ein anderes von den bestehenden Religionsbekenntnissen anzunehmen, das vielleicht unserem sächsischen Empfinden, unserem inneren Gefühle besser entspräche, so bin ich überzeugt (etwaige Übertritte um äußerer Vorteile wegen zählen hier nicht), daß unser sächsisches Volk seinem evangelischen Luther- und Honterusglauben treu bleiben würde.

Der weitere Vorwurf, unsere Kirche sei mehr ein Band zur Aufrechterhaltung unseres Volkstums, hat insofern eine Berechtigung, als unsere gesetzlich gewährleistete kirchliche Autonomie in Zeiten äußerer Gefahr wie innerer Uneinigkeit tatsächlich das sicherste Mittel unserer Volkserhaltung war. Und das ist ihr großes Verdienst und war und bleibt ihre Aufgabe. Das ist auch erklärlich. In einem Organismus schützt man zunächst den angegriffenen und den schwächeren Teil. Unserer Kirche droht heute keine unmittelbare Gefahr, wohl aber unserem Volke, darum müssen alle Kräfte zu dessen Erhaltung herangezogen werden. — Des weiteren aber ist die Religion Sache des inneren Menschen, und seine persönliche, selbstgeschaffene Überzeugung wird nicht jeden Augenblick durch äußere Ereignisse zum Bekenntnis gezwungen, sie ruht und bleibt in ihm, während die völkische Gesinnung des Einzelnen sich jederzeit in seinen Worten und Handlungen bekundet und dabei nicht nur seine eigene Meinung über die äußeren Verhältnisse, sondern oft auch die seiner ganzen Partei ausspricht. So spricht und handelt man oft scheinbar mehr für die Erhaltung des Volkes als für die des Glaubens, und doch bilden Glauben und Volkstum im Menschen ein untrennbares Ganzes.

Kehren wir nach dieser Abschweifung auf unser Thema und die sächsische Frau zurück. Es ist natürlich, daß sich die Blicke der sächsischen Frau zu allen Zeiten auf das blühende geistige Leben unserer deutschen Volksgenossen richteten, daß wir dankbar jede unserer studierenden männlichen Jugend dort gebotene geistige Nahrung empfingen, daß wir als stumme Zuhörerinnen uns freuten, wenn unsere Intelligenz, die kirchliche wie die wissenschaftliche, die Besuche bedeutender deutscher Männer bei sich aufnahm, und wir — wie Schillers Gertrud Stauffacher — zu verstehen suchten, was sie sagten. Aber zu eigener höherer, geistiger Entwicklung blieb uns der Weg einstweilen noch verschlossen, denn man war, wie in Deutschland so auch bei uns, bis in das letzte Jahrhundert der Ansicht, daß die Frau ein höheres Wissen, als zur Führung eines Haushaltes gehöre, eigentlich gar nicht brauche. Die drei R: Kirche, Küche, Kinder sollten ihre Aufgabe umfassen. Da aber diese

drei Gebiete in dem engen Sinn der damaligen Auffassung den regen Geist der Frau weder befriedigten noch ausfüllten, verirrte er sich auf flache und wertlose Gebiete und erging sich in Luxus und Mode und anderen Nebenzielen einer müßigen Phantasie. — Erst das letzte Jahrhundert mit dem machtvollen Eingreifen der Maschine in alle Gebiete des Lebens brachte zunächst den unverheirateten Frauen die Erlösung aus der drückenden Abhängigkeit des Hauses, indem es sie zwang, sich praktischen Berufen zuzuwenden und für ihren Lebensunterhalt in selbständiger Arbeit einzutreten. Auch hier folgten wir dem Beispiele der deutschen Frauen. Von Luise Otto und Aug. Schmidt bis zu Helene Lange und Gertrud Bäumer standen und stehen heute die Vorbilder, denen wir folgen, vor den Augen der sächsischen Frau. Und doch muß sie sich auch hier ihren eigenen Weg finden, hat sie doch so viele Hindernisse zu überwinden, die teils in unseren engebundenen völkischen Verhältnissen, teils in den stets willkürlich schwankenden, oft absichtlich unseren Weg kreuzenden und erschwerenden staatlichen Gesetzen und Verordnungen liegen.

Nach jahrelangen Bemühungen der sächsischen Frauen haben wir nun seit Beginn des Jahrhunderts die deutsche Lehrerin, die deutsche Ärztin, die Kanzlei-beamtin. Die Künstlerin hat sich ja stets an allen Orten ihren Weg ohne Gesetz und Erlaubnis selbst geschaffen. Aber wir haben auch zu unserer Freude seit einem Jahrzehnt die freigewählte Frau als Mitglied in unseren kirchlichen wie völkischen Vertretungen. Natürlich und erklärlich ist es, daß wir auf all diesen Gebieten noch im Beginn stehen und daß unsere Bestrebungen an der kleinen Zahl unseres Volkes ihre Grenzen finden müssen.

An Vereinigungen der Frauen zu gemeinsamer Liebesarbeit hat es bei uns zu keiner Zeit gefehlt. Viele von ihnen stehen unter dem Schutz der Kirche, so der von Bischof Müller 1884 gegründete Allgemeine ev. Frauenverein, der in seinen Einzel- und Bezirksvereinen alle Gemeinden unseres Volkes umfaßt. Alle Zweige christlicher Liebestätigkeit: Armen-, Kranken- und Waisenpflege, Errichtung von Schulen, äußerer wie innerer Schmuck der Kirche und ihrer Umgebung, Weihnachtsfeier, werden von diesen Vereinen gepflegt, und ihr Einfluß für den inneren Zusammenhalt der Gemeindeglieder zu gemeinsamer Arbeit ist sehr groß. Schon das Eintreten für ein dem Wohl des Ganzen dienendes Ziel wirkt bildend und erziehllich auf den Einzelnen. Neben dem Allgemeinen ev. Frauenverein und seinen Einzelvereinen bestehen noch in allen sächsischen Städten Vereine, die besondere Frauenbestrebungen pflegen.

Nach Beendigung des Weltkrieges entstanden zum Zwecke gemeinsamer Volksarbeit und gegenseitiger Hilfe die „Freien Sächsischen“ oder „Deutsch-sächsischen Frauenvereinigungen“, die sich im August 1923 zum „Freien Sächsischen Frauenbund“ vereinigten. Es sind deren heute 17, wobei noch 3 Vereinigungen zu erwarten sind. Die Neugestaltung unseres Staates nach dem Kriege machte es nötig, daß bei unserer geringen Volkszahl jeder Einzelne, also auch die sächsische Frau, in die Volksarbeit eintrete und das richtige Verständnis für die neuen

Verhältnisse erlange. Ein solches Verständnis mußte sich mit der ganz neuen Gestaltung des Staates und des bisherigen Lebens abfinden, zunächst mit dem freiwilligen Anschluß des sächsischen Volkes an das neuentstandene Großrumänien, das nach dem Krieg in den Besitz Siebenbürgens und damit auch des Sachsenbodens gelangt war. Vielen unserer Volksgenossen ist diese Abfindung, die gleichwohl der einzige Weg zur Vermeidung einer Gewaltaktion von gegnerischer Seite war, recht schwer geworden. Sie konnte aber rechtlich und zwar auf Grund der Karlsburger Beschlüsse zustandekommen, durch welche sich das siebenbürgische Rumänentum rechtlich mit dem südwärts der Karpathen liegenden Königsreiche zu dem neuen Großrumänien verband. In den Karlsburger Beschlüssen versprachen die Veranstalter dieser Versammlung feierlich allen im Lande wohnenden Nationen die gleichen Rechte. Und auf dieser den Sachsen damals zugesagten Rechtsgleichheit, die von König Ferdinand bei seiner Krönung in Karlsburg feierlich bestätigt wurde, beruht auch heute das Verhältnis unseres Volkes zum rumänischen Staate. Diese uns feierlich bestätigte, gegenwärtig vielfach angefochtene Rechtsgleichheit zu erhalten, die Autonomie unserer Kirche, die Freiheit unserer Sprache und Schule, die von vorübergehenden Regierungen beschränkt, unterdrückt, geleugnet wird, zu bewahren, — das ist heute die wichtigste Aufgabe des sächsischen Volkes, eine Aufgabe, an deren Lösung die sächsische Frau, die als Mitglied des sächsischen Volksrates dem Manne zur Seite steht, vollbewußt und in erster Reihe arbeitet, eine Aufgabe, hinter der im Hinblick auf unsere gegenwärtig nach so vielen Richtungen gefährdeten Lage unseres Volkes alle übrigen Frauenbestrebungen zurücktreten müssen. Wo es sich um die Erhaltung der Sprache, der Schule, der Bildungsschätze der ganzen Zukunft unseres Volkes handelt, da gibt es nur ein Einordnen aller zum Wohle des Ganzen. Darum faßt der „Freie Sächsische Frauenbund“ die Aufgabe seiner Mitglieder in folgenden Punkten zusammen: Erhaltung der sittlichen Eigenschaften der Frau, in denen die Grundlagen aller übrigen Aufgaben liegen; Mitarbeit an der Erhaltung unserer evang. Kirche und Schule, in der wir die sicherste Gewähr für die Zukunft unseres Volkes erblicken; Uner-schütterliches Festhalten an der völkischen Einheit, das sich in Charakter, in Wort und Tat jedes Einzelnen ausdrückt; Zusammenschluß aller Frauen in der Arbeit zum Schutze bedrängter Volksgenossen und zur Einschränkung solcher Genüsse, die uns diese Arbeit erschweren und uns dazu unfähig machen.

Wenn in dem Vorhergehenden die Aufgabe des „Freien Sächsischen Frauenbundes“ gezeichnet wurde, die wir als Aufgabe jeder sächsischen Frau ansehen müssen, so erschöpft sich damit die Aufgabe der sächsischen Frau nicht. Sie erstreckt sich vielmehr auf das Ziel der Menschheitsaufgabe der Frau, die wir in Folgendem sehen: Die Frau hat nach ihren eigenen Gaben und in der ihr gegebenen Form an der Entwicklung und Neugestaltung der Menschheit zu arbeiten, einer Menschheit, die durch das Fehlen der bewußten und verantwortlichen Mitarbeit der Frau in den heutigen Zustand sittlicher Entartung gekommen ist. Es bleibt der Frau in ihrer Gesamtheit noch vorbehalten, ihre Aufgabe zu erkennen und in bewußter

Zusammenarbeit mit dem Manne den künftigen Geschlechtern bessere geschriebene und ungeschriebene Gesetze, Sitten und Bräuche zu geben als jene, in welche die Menschen der Gegenwart hineingeboren sind.



Sprache und Zeitgeschichte

von Univ.-Prof. Dr. Agathe Lasch-Hamburg

Sprache ist Geschichte; Sprache bedeutet Geschichte. Den Volkangehörigen in Siedlungs- oder Grenzgebieten ist dies aus eigenem Erleben stets selbstverständlich gewesen. Wer auf vorgeschobenem Posten, wer neben oder unter anderssprachigen Völkerschaften lebt, ihnen gegenüber an seiner ererbten Sprache festhält, auch gegen Widerstand festhält, fühlt die historische Verantwortung, die seine Sprache ihm auferlegt, und er wird da, wo andere Laute neben ihm erklingen, selbst leicht dazu geführt, nach den Brüdern zu fragen, mit denen ihn gleiche Sprache verbindet, von seiner Sprache aus seine Herkunft, seine Geschichte zu erforschen.

Anders im geschlossenen Sprachgebiet, wo die Sprache als etwas Selbstverständliches hingenommen wird. Im inneren Deutschland ist man allgemeiner wohl erst durch die Folgen des Weltkrieges auf die Bedeutsamkeit der Sprache, auf das starke Band, das die Sprachgemeinschaft webt, aufmerksam geworden, auf die politischen und damit rückblickend die geschichtlichen Wirkungen und Bindungen, die Sprachgemeinschaft hervorbringt: Neben dem gemeinsamen Erleben in der Volksgenossenschaft steht die Sprache als festeste Kette. Beachtung der Sprache kann heute nicht mehr nur die zünftigen Philologen berühren, sie geht alle an, die nach Kultur, Geschichte, Vorzeit ihres Volkstums fragen.

Man wird bei der starken Bedeutung, die gerade im Deutschen unter allen wichtigen Kulturdialekten die Mundart hat, fragen, ob dieser völkische und geistige Bindungswert, der in der Sprache lebt, mehr an der Mundart oder mehr an der Schriftsprache haftet. Ist es die Mundart, die von diesem Standpunkt aus Pflege und Beachtung verdient? Ist es die Schriftsprache, deren Ausbreitung auf bisher der Mundart noch überlassenen Gebieten danach energisch gefördert werden sollte? Beide sind in gleichem Maße wichtig, je nach Lage der Dinge bald die eine, bald die andere oder beide zusammen wirkend. Deutsche Kultur, das, was die besten Deutschen uns geben können, klingt zu uns in der schriftgemäßen Form; sie überbrückt alle Schwierigkeiten des Verständnisses, die die verschiedenen Mundarten sich gegenseitig bieten würden. Die Schriftsprache, und nur sie, hat das Werkzeug geschaffen, den Wortschatz und den geschmeidigen Satzbau, die Ausdrucksmöglichkeit für die höheren Begriffe. Sie ist das einende Band zwischen dem Norden und dem Süden des Reiches, die sich dialektisch nicht verstehen würden. Sie trägt das deutsche Geistesleben und vermittelt es allen deutschspre-

henden Gruppen: Wie verschieden ihre mundartliche Form sein mag, sie ermöglicht ihnen allen, daran teilzunehmen. Bis ins 16. Jahrhundert hinein herrschten hier in der Literatur, wie der Briessprache zwei verschiedene deutsche Formen; den hochdeutschen Schriftdialekten stand die mittelniederdeutsche Schriftsprache gegenüber, die für die niederdeutschen Gebiete namentlich aus den Bedürfnissen gemeinsamer Verkehrs- und Handelsverhältnisse früh zu einer gewissen Einheit gekommen war und als Sprache der Hanse, des mächtigen Handelsbundes der norddeutschen Städte, im Ostseegebiet weit über die deutschen Grenzen hinaus verstanden wurde. Daß dann im 16. Jahrhundert das Hochdeutsche, die neuhochdeutsche Schriftsprache auch das niederdeutsche Gebiet gewinnen konnte, ist für die deutsche Geschichte von der allerhöchsten Bedeutung gewesen. Der sprachliche Ausgleich — gleichviel ob auf beiden Seiten in der Umgangssprache die Mundarten weiter lebten — war die unerläßliche Vorbedingung des einheitlichen Zusammengehens, Vorbedingung des Zusammenschlusses von Nord und Süd.

Dagegen wird in anderen Fällen der sprachliche Zusammenhang auf dem Wege über die Mundart gefühlt, wird die sprachliche Mission erfüllt durch die Form, die man als Muttersprache festhält. Abgewanderte Teile, isolierte Teile im fremden Sprachgebiet bewahren in der Mundart das deutsche Sprachgut, auch neben der Schriftsprache des neuen Wirtsvolks, pflanzen in der Mundart die Zusammengehörigkeit fort, behalten so ihren Anteil am Deutschtum, das sie dann weiter zu den gemeinsamen deutschen Kulturgütern, die in schriftsprachlicher Form niedergelegt sind, führt. Ich brauche gerade in dieser Zeitschrift diesen Weg nicht näher zu kennzeichnen. Man kann, um das Wirken der Mundart in einem Grenzgebiet zu erwähnen, beispielsweise in Schleswig-Holstein in den letzten 80 Jahren die Vorstöße des Plattdeutschen gegen das Friesische (der Frieze ist zugleich ein guter Deutscher) und vor allem gegen das Plattdänische, das Jütische beobachten. Hier ist es vielfach gerade die Mundart, die die ersten Fortschritte für die deutsche Sprache vorbereitet hat, mit welchem Erfolge, das haben die Bestimmungen über die Zugehörigkeit dieser Gebiete vor wenigen Jahren erst gezeigt. Auch z. B. im Spreewald, einer wendischen Enklave in der Mark Brandenburg, hat das Plattdeutsche an den Fortschritten gegen das slawische Idiom seinen Anteil gehabt.

Sprache ist mehr als das äußerliche Verständigungsmittel; gemeinsame Sprache bedeutet gemeinsame Kulturerlebnisse, Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit, sie spiegelt noch für späte Geschlechter die wirtschaftliche wie die geistige Einstellung einer Zeit, z. B. in bestimmten sprachlichen Anlehnungen an ein oder das andere Gebiet, das die Vormacht hatte. Grenzen mundartlicher Erscheinungen können gelegentlich längst aufgegebene frühere Verkehrsgrenzen anzeigen, die durch Landesgrenzen, durch natürliche oder verhältnisbedingte Hindernisse hervorgerufen sein konnten, ja, sogar alte Stammesgrenzen aus frühester Zeit will man an einigen Stellen in ihnen noch erkennen. An anderen Orten, wo diese Grenzen überschritten sind, kündigt ihr Weg den starken Wirtschaftsverkehr, der sich durch natürliche oder politische Grenzen nicht hemmen ließ und die mundartliche Erscheinung über diese

fortgeleitet hat, so daß zuweilen die Geschichte einer Mundart, wenn man sie durch verschiedene Perioden hindurch zu beobachten versteht, in ihren Wandlungen deutlich die speziellen Verkehrsbeziehungen erkennen läßt. In der Sprachgeschichte Lübeck's z. B., der Stadt, die Jahrhunderte hindurch die Führerin im Norden war, läßt sich Lübeck's Geschichte erkennen, wir sehen, wie Lübeck, solange es die beherrschende Stadt war, seine eigenen Formen der Schriftsprache Norddeutschlands aufgedrängt hat, wie aber mit dem Verlust dieser Stellung, der auch zeitlich mit dem Untergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache zusammenfällt, Lübeck's Sprachentwicklung in den jüngeren Perioden Anschluß sucht an das ihm westlich benachbarte Mundartgebiet, das in der Folgezeit mit dem Weg zur Nordsee größere Bedeutung gewonnen hatte. — Für die Ausdeutung der Kolonisation des Ostens, zur Bestimmung der Herkunft der Siedler, ist bekanntlich in der Betrachtung der Sprachformen, neben anderem, ein wichtiges Mittel gefunden, das auch in der Geschichte Siebenbürgens erfolgreich angewandt ist; die mittelniederdeutsche Sprache des Baltikums z. B. läßt den starken Anteil erkennen, den Westfalen an der Siedlung gehabt haben muß, den andere Beobachtungen ja auch bestätigen.

Noch deutlicher als lautliche Entwicklung, deren eigentliche Geschichte sich doch nur feinsten Beobachtung ergibt und die in dem Sinne einer wirklichen Sprachgeschichte bis jetzt noch kaum erschlossen ist, zeigt, auch dem Laien zugänglich, der Wortschatz, der heimische wie der Lehnwortschatz, alte geschichtliche und namentlich geistesgeschichtliche Beziehungen. Gerade aus dem Wortschatz, der Gemeinsamkeit der Bezeichnungen, aus den gleich- oder verschiedenartigen Benennungen eines Gegenstandes versucht augenblicklich die Wortgeographie in Verbindung mit der Volkskunde namentlich für die Siedlungsmundarten mit mehr oder weniger Sicherheit zu Ergebnissen über Herkunft und Zusammengehörigkeit zu gelangen; man braucht auch hier nur an die Aufschlüsse zu erinnern, die ein Vergleich des siebenbürgischen Wortschatzes mit dem mittelfränkischen geben konnte. — Geistesgeschichtlich bedeutsamer und anziehender sind jene Wortgruppen, die unsere Kultur-erlebnisse ahnen lassen: alte Wörter, die neue Bedeutungen erhalten im Geiste neuer Epochen, den Interessen, dem Stil der neuen Zeit folgend: So sind etwa in mittelhochdeutscher Zeit in der als Mystik bekannten religiösen Bewegung eine Reihe von Wörtern ursprünglich konkreten Sinnes vergeistigt: ein altes „begreifen“, d. i. umgreifen, umfassen, hat (um ein Beispiel aus vielen gleichartigen zu nennen) damals die uns geläufige Bedeutung „geistig umfassen, verstehen“ erhalten. — Lehnwörter wiederum erweisen unsere Kulturbeziehungen seit ältester Zeit, wenn wir z. B. „Mauer“ und „Fenster“, oder „Wein“ und „Bech“ und „Kelter“ vor anderthalb Jahrtausenden von unserem römischen Lehrmeister auf germanischem Boden übernahmen, „Kreuz“ und „Kelch“ aus der lateinischen Kirchensprache eindringen, „Pfingsten“ oder „Pfaffe“, griechischen Wortstammes, uns aber daran erinnern, daß die ältesten christianisierten Germanen, die Goten, auf der Balkanhalbinsel in enger Berührung mit dem griechischen Christentum standen. „Ebbe, Hafen, echt, Gerücht, ruchslos“ in der niederdeutschen Form unserer Seeküste, weisen auf den

Anteil der Norddeutschen an Schifffahrt, Wirtschaft, Rechtsentwicklung hin. Gerade diese Dinge sind so deutlich und so bekannt, daß der kurze Hinweis auf die reichfließende Quelle hier genügen kann: Die Lehnwörter spiegeln, sobald sie in Gruppen auftreten, die jeweilige Interessensphäre in der Zeit der Übernahme, wie etwa heute die Alltagsprache englische Sportausdrücke aufnimmt, entsprechend der in weiten Kreisen herrschenden Richtung, oder sich mit neuen Wörtern aus der Luftfahrt oder anderen Neuentwicklungen unserer Tage (Rundfunk) bereichert. Sie alle helfen, indem sie die Zeiteinstellung erweisen, überall die Geistesgeschichte vergangener Zeiten aufzubauen.

Die rückschauende Betrachtung der Sprache erkennt so aus ihr die einzelnen Phasen äußerer und innerer Entwicklung, gerade auch der inneren Entwicklung, des geistigen Gesichts der Zeit, soweit, daß die Sprachform jeder Zeit den Zeitstil kaum weniger deutlich ausdrückt als etwa ein Dichtwerk, ein Bild, ein Bauwerk. Denn Sprachentwicklung ist nicht einfach, wie man wohl früher annahm, nur geradlinige Entwicklung von Lautformen; als Ausdrucksform des Geistes, der Lebensformen ihrer Zeit ist sie auch Ausdruck der Stilformen jeder Epoche: Der Schreiber, dem die Mode seiner Zeit die Allongeperücke vorschrieb, mußte auch in seiner Kanzleitätigkeit prunkende Anreden, steife Titulaturen anwenden; Überladung mit rhetorischen Zieraten, mit Fremdwörtern, Schwulst, weitschweifende Sätze gehörten zum Stil seiner Zeit. Trug Gottsched als einer der letzten die Allongeperücke, wie ihn der junge Goethe noch sah, so wird man Gellerts Sprachform leicht mit dem Kokoko verbinden.

Ist aber Sprache Spiegel des Zeitstils, so kann man wohl die Frage stellen: Klingt auch von dem, was unsere Zeit bewegt, einiges, schon hörbar für uns Zeitgenossen, in unserer Sprache wider? Gewiß fehlt uns heute vor allem noch die Erkenntnis des Zieles, auf das unsere Entwicklung drängt; fehlt uns der Abstand, den erst unsere Nachkommen nach Abschluß unserer Periode besitzen werden. Aber einige Spuren lassen sich doch noch erkennen. Der Expressionismus liegt hinter uns, der, wie er neue Stoffe, Formen, Ausdrucksweisen suchte, auch die gegebenen Formen der Satzbildung umzuschaffen, mit neuem Sprachmaterial zu arbeiten dachte. Nicht auf die dichterischen Ausdrucksformen jedoch soll hier der Blick gelenkt werden, sondern auf die Alltagsprache; auch kommt es uns nicht auf Einzelheiten an, wir fragen überhaupt nur, ob irgend etwas von der Tendenz unserer Zeit auch in der Sprachbewegung aufzuweisen ist. Die vorwiegende Note der Gegenwart ist eine demokratische, die in der „neuen Sachlichkeit“ ihren künstlerischen Ausdruck findet. Dieser demokratische Zug wirkt auch in unserer Sprachgestaltung, führt deutlich erkennbar eine freiere Sprachauffassung, Sprachbehandlung (Aussatz!) schon in der Schule durch. Die Schule entscheidet nicht mehr so kategorisch, normiert nicht mehr so stark wie früher, d. h. praktisch, die Gegenwirkung der Schule gegen vordringende Formen, Entwicklungen der Umgangssprache ist auf Seiten der Lehrer bewußt schwächer, es ist diesen leichter möglich, sich durchzusetzen. Das berührt nicht nur die Syntax, sondern auch den Wortschatz, der deutlich

erkennbar mehr Gut der Umgangssprache bis in die höhere Sprachform hinein aufnimmt, als in der vergangenen Periode, d. h. auch mehr mundartlich, lokal gefärbtes Gut. Und hier trifft diese Richtung mit einer anderen zusammen: Überall im deutschen Sprachgebiet, nicht nur in den gefährdeten Teilen, ist heute die sogenannte Heimatbewegung im Wachsen, Heimatvereine, Trachtenfeste, Heimatspiele, volkstümliche Tanzkreise, die die alten Volkstänze fortsetzen und erneuern, in Niederdeutschland Gottesdienste in plattdeutscher Sprache u. v. a. m. wirken in dieser Richtung. Damit hat auch das Ansehen der Mundart wieder stark zugenommen, die früher in gebildeten Kreisen, wenigstens Norddeutschlands, vielfach gemieden wurde. Sie hat häufig Neuaufnahme, mindestens erhöhtes Interesse gewonnen. Sie hat vor allem jetzt überall ihre feste Stelle in den Lehrplänen, in den Lesebüchern. Und auch von dieser Seite her dringt lokales Wortgut, freie Formgebung gelegentlich vor. Daß der Wortschatz weiter aus den Gruppen bereichert wird, denen heute das allgemeine Interesse zukommt, Sport, Technik, war schon erwähnt.

Dieses neugepflegte Empfinden für die engere Heimat, diese Einstellung zur Heimat aber ist ein Exponent des Volksbewußtseins, das in den Ereignissen seit Beginn des 20. Jahrhunderts wenn nicht erst gewonnen, so doch gestärkt ist. Das neue Interesse an der Mundart (soweit es sich nicht um die Mittläufer handelt) vermittelt vielen den Sinn für die Bedeutsamkeit der Sprache in der Volks- und Kulturgemeinschaft. Die für alle Grenz- und Auslandsdeutschen selbstverständliche Wahrheit, daß Sprache Ausdruck des Volkstums ist, hat jetzt auch im Inland in weiteren Kreisen Wurzel gefaßt. Und dies dürfen wir ganz gewiß schon jetzt als einen sprachlichen Gewinn der Gegenwart buchen.



Die Stellung der Mutter im Leben der Minderheitenvölker

von Pfarrer a. D. Oskar Wittstodt-Hermannstadt

Die Bestimmung der sogenannten Minderheitenvölker und deren Mütter und Frauen liegt auch darin, daß sie in der harten, aber lebenerzeugenden Stellung des Unterdrückten ihre Tragfähigkeit beweisen, die geistigen Freiheiten formulieren und dadurch in die Aufgabe von Rechtschöpfern für die Zukunft der Welt hineinwachsen. Die Menschheit will sich nicht mehr zufrieden geben, mit einer Form der Gesetzgebung, die durch Parteien in Körperschaften unzulänglich und oft mißbräuchlich genug geübt wird und nach Ländern bzw. sogar oft Einzelvölkern oder gar Ständen und Geschlechtern sich abgrenzt. Das Recht hat in vielen Teilen die Notwendigkeit erhalten, übervölkische Weite anzunehmen. Das Wort von Menschenrechten fängt an Geltung zu erlangen, es wird aus der

Gedankenwelt in das Leben überseht. Die Rolle der Frauen und Mütter als geistige Gesetzgeberinnen wird durch ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Frauen auf den wichtigsten Lebensgebieten täglich bedeutungsvoller und ausschlaggebender. Die sächsische Frau besitzt hiefür ein volles Empfinden. Wenn es auch die deutsche Frau im Mutterlande in ihrer Gesamtheit erhält, wird auch dort über gemeinsamen Aufgaben manch sozialer und parteilicher Gegensatz sich ausgleichen, wodurch der Bestand des siebenbürgischen, sowie jedes anderen Auslandsdeutschtums immer mehr durch die Kräfte der eigenen Kulturgemeinschaft gewährleistet wird.

Deutschland verlor den Weltkrieg, weil es die Welt nicht kannte und keine Weltanschauung, höchstens eine Anschauung von seinem Staate besaß.

Aber alles, was augenblicklich an politischen Ereignissen, in des Wortes weitester Bedeutung, bei uns erlebt wird, läßt sich darauf zurückführen, daß wichtige Formen des alten Nationalstaates infolge der technischen und geistigen Entwicklung der gesamten Menschheit zerbröckeln. Alle Völker haben eben deshalb vollen Anspruch auf eine kulturelle Einheit, ob sie in einem sogenannten In- oder Auslande wohnen, und kein Volk der Welt hat dort, wo es staatliche Souveränität ausübt, ein Recht, seine politische Machtstellung zur Vergewaltigung der anderen Völker zu mißbrauchen, die auch innerhalb seiner Grenzen wohnen und es kann sich keine irgendwie geartete privilegierte Sonderrechtsstellung auf staatlichem, geistigem oder kirchlichem Gebiete schaffen und dadurch Staatsbürger verschiedener Klassen freieren, den Staat als Werkzeug gebrauchen und andere Staatsbürger an den Gefindetisch verweisen.

Der Begriff des Nationalstaates in dieser Gestalt ward überholt. Ein Staat und ein einziges darin lebendes Volk sind nicht mehr kongruent. Staaten sind ebensowenig wie Völker Naturprodukte, vielmehr höchste Kunsterzeugnisse und brauchen demnach heute die sich gegenseitig ergänzende und fördernde Mitarbeit verschiedener völkischer Kulturen, die ihrerseits, um nicht zu vertrocknen, mit ihren geistigen Beziehungen über alle Staatsgrenzen hinausgreifen. Die bewegliche Entwicklung der Gegenwart schafft in allen Staaten als natürlichen Zustand nicht weniger, sondern immer mehr Minderheiten. Diese müssen auch mit ihrem Mutterlande über räumliche Entfernungen hinweg die Zusammenhänge geistig wahren. Der Kampf und Wettstreit zwischen den einzelnen Völkern wird dabei immer mehr auf geistiges Gebiet verlegt.

Vergebens mühen sich Volksgemeinschaften, die auf niederer Kulturstufe stehen, durch Anwendung von Gewaltmitteln die Form des mittelalterlichen Nationalstaates zu erhalten. Da nützt keine geistige Folterung mehr! Jeder Eisenbahnzug, jeder Dampfer, jedes Flugzeug, jede wirtschaftliche und wissenschaftliche Verbindung, jede Mutter, jeder Weltkrieg stürmen dagegen an, daß es statthast ist zu sagen, cuius natio eius regio et lingua. Einst sind Staaten wohl die erstrebenswertesten und leistungsfähigsten Darstellungsformen einer einzigen Volkseindividualität gewesen. Heute ist das anders, weil selbst wirtschaftliche Beziehungen sich

nicht mehr nach Landesgrenzen und Gebietseroberungen ordnen lassen. Je größer die technische Entwicklung und eine bestimmte Solidarität der gebildeten Menschheit wird, je enger sich wirtschaftliche Verbindungen über Kontinente und darüber hinweg spannen, desto seltener genügt ein einziges Volk zur vollen Belegung eines Staates. Das rein Numerische wird dabei immer mehr in den Hintergrund gedrängt, das Geistige gewinnt an Raum, die Geburtenziffer verliert an ausschlaggebender Bedeutung, je mehr die Einsicht und Verantwortung der Mutter wächst; große Wehrgemeinschaften bauen sich nicht mehr allein auf völkischer oder sprachlicher Grundlage auf. Jeder Staat schafft sie, wenn er seinen Bürgern Freiheit schenkt. Jene Gefühlsgemeinschaft, welche notwendig ist, ein Staatswesen der Gegenwart zu gründen und zu behaupten, läßt sich auch zwischen verschiedenen Völkern herstellen. Vorbedingung ist dazu Rechtsgleichheit aller Staatsbürger beiderlei Geschlechtes, Selbstzucht und Toleranz in ihren privaten und öffentlichen Beziehungen. Wenn auch der größere Teil der Pflichten und Verantwortung noch auf lange Zeit hinaus wohl vornehmlich einem, im Staate führenden Volke zufallen wird, erzeugt Mißbrauch solcher Vorrechtsstellung unbedingt die Korruption inmitten der eigenen Volksgemeinschaft. Dagegen erzeugt Rechtsgleichheit die Loyalität aller Staatsbürger und entfaltet deren Einsicht, Gewissen und Bildung im allgemeinen Interesse. Nur auf dem Boden eines Rechtsstaates, der Gleichheit und Freiheit gewährt, entsteht bleibende Entwicklung. Niemals kann dabei eine Sprache kurzweg als hervorragendstes oder gar einziges Kennzeichen loyaler Gesinnung gelten. Erst hinter der Sprache wohnen Gesinnung und Charakter, unsichtbar und nicht leicht erkenntlich. Sprachgemeinschaften, welche zur Macht gelangen, entfalten oft die sittenloseste Interessengemeinschaft. Die Sprache eines Volkes ist an sich nicht mehr wert als das Rotwelsch irgendeiner Verbrechergemeinschaft, erst völkische Toleranz und Bildung entwickelt einen hohen Charakter. Nur vornehme Denkweise erzeugt vornehme Sprache.

Gewiß ist der Begriff der Minderheiten, wie er nach dem Kriege entstand, als Fortschritt zu buchen. Schon daß überhaupt von Minderheitsrechten gesprochen wird, ist Gewinn. Die „Nationalitäten“ werden als Persönlichkeiten anerkannt. Sie beginnen sich vereint gegen Mißbrauch der Gesetzgebung durch ihre Staatsvölker zu sträuben. Gesetze, die mit vergewaltigenden Tendenzen geschaffen werden, tragen den tatsächlichen Bedürfnissen der Entwicklung eines Staates niemals Rechnung. Parlamentarismus eines solchen Staates ist ein Hohn auf jedes konstitutionelle Leben. Wahlen werden darin zu blutigen Komödien, es werden Gesetze angewendet, die gar keine sind. Agrarreformen werden zu Vermögenskonfiskationen der Minderheiten und dienen nur der Bereicherung Einzelner. Aber Innerzustände eines Staates sind nicht mehr Privatsache eines einzigen Staatsvolkes, sondern Angelegenheiten der ganzen Kulturwelt, in Sonderheit der gebildeten Frauen und Mütter aller Völker. Selbst die wirtschaftliche Entwicklung eines Staates ist zum guten Teil eine bedeutungsvolle, internationale Angelegenheit. Nationale Unbuddsamkeit, Beschränktheit und Enge hindern das Leben und erzeugen Kriege. Darum

ist die Institution des Minderheitenrechtes nur eine Art zeitweiliger Notbehelf auf dem Wege zur vollen Rechtsfreiheit aller Staatsbürger. Etwas, was diesseits einer Grenze als Minderheit unterdrückt wird, eine halbe Stunde weiter davon entfernt als Mehrheit unbeschränkte Machtfülle ausübt, wird solange mächtig zueinander streben, solange es nicht durch die Möglichkeit, über Staatsgrenzen hinweg eine große, freie, völkische Kulturgemeinschaft auf gleicher Rechtsgrundlage zu bilden, in jedem Staate befriedigt wird.

Welcher Unsinn durch Rechtsungleichheit entsteht, dessen wird sich die Frau bewußt werden, wenn sie inne wird, in welche Lage die Frau als Mutter bei den sogenannten Minderheitsvölkern überall geraten ist. Sie darf fast nirgends mehr die Erziehung ihrer Kinder entsprechend beeinflussen, am wenigsten die Erziehung in der Schule. Hat denn die Frau, welche Kindern das Leben gab und sie erziehen will, als Angehörige eines sogenannten Minoritätenvolkes eine andere Stellung denn jene, die einer völkischen Mehrheit angehört? Gewiß, sobald sie und die Ihrigen in einem Staate leben, in welchem ein Volk eine willkürliche und faszistische Machtfülle auszuüben sucht. Die Dragonaden der Seelen, die jetzt veranstaltet werden, sind viel schlimmer als ihre Vorläufer. Man nahm noch hin, daß im Weltkriege immer die Söhne der Minderheiten vornehmlich zur Schlachtbank geführt wurden. Auch das siebenbürgische Romänentum erfuhr solches an sich. Aber schlimmer ist, wenn die Mütter der Minderheiten gehindert werden ihre Kinder in der eigenen Muttersprache, dem Charakter und der sittlichen Eigenart ihres Volkes zu erziehen. Noch mißbrauchen auch kulturell hochstehende Völker ihre Machtfülle zu brutaler Vergewaltigung der Minderheiten auf dem Gebiete der Erziehung. Die notwendige und unausbleibliche Folge ist gottlob nicht Zermürbung der Vergewaltigten, sondern die Korruption der Gewalttätigen, zumal die eines eigenmächtigen Beamten-tums. Darum kann es keiner Mutter, ob sie einer Mehr- oder Minderheit angehört, gleichgültig sein, in welche Umgebung ihr Kind hineingeboren wird, die doch auf die Seelen- und Charakterbildung jeder jugendlichen Seele tiefgehenden Einfluß nimmt. Hieraus folgt eine unbedingte Solidarität und gemeinsame Aufgabe aller Mütter der Minderheitenvölker. Aber doch auch der Mütter der Mehrheitsvölker, wenn sie einsichtig sind. Das geistige und körperliche Straßendirnentum ist international, und kümmert sich bei Seuchenverbreitung nicht um völkische Grenzen. Mütter müssen, welche Sprache sie auch immer reden, allen Rückfalls- und Degenerationserscheinungen im öffentlichen Leben bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele Feind sein, denn sie tragen die Zukunft in ihrem Schoße und glauben an die Lebensfähigkeit ihres Kindes. Sie wollen das von ihnen stammende und zu ihnen gehörende Leben nicht schutzlos der Entartung und dem Absterben preisgeben. Und es liegt in der Natur der Sache, daß sie dafür die Bedingungen selbst schaffen wollen, wo sie fehlen. Wer Schul- und Erziehungswesen mißbraucht, um andere Völker in ihrer Entwicklung zu hindern und zu entnationalisieren, wer das Verkehrswesen derart einstellt, wird immer Weltkriege zeitigen, die in ihren Folgen, — nicht etwa in ihren unmittelbaren Ausgängen, — stets

das Weltgericht sein werden. Die Entwicklung einer Weltwirtschaft, Weltbildung und Weltgesittung wird immer einen geistigen Völkerrat konstituieren, der ganz grausame Urteile fällen wird. Viel mehr über Friedens- denn über Kriegsschuld! Schuld aber ist immer dort am meisten, wo man sie anderen zuschieben will. Alle Institutionen, die nicht ihren eigentlichen Zielen zustreben, werden zur furchtbarsten Geißel für ein Staatswesen. In manchem Staate werden alle geistigen Arbeiter der Minderheiten grundsätzlich ausgeschaltet. Dadurch ward z. B. an manchem Orte das Gesundheitswesen völlig zugrunde gerichtet und wer leidet denn darunter mehr als die gebärende Frau und Mutter? In einem Spital wurde eine Zuckersfabrik eingerichtet, um den Privatverdienst des Arztes zu mehren; die Arbeiten besorgten die syphilitischen Mädchen. Das ist nicht ein Einzelfall gewesen, sondern eine symptomatische Erscheinung. Man könnte Bände über ähnliche Gewissenlosigkeiten schreiben. Gewiß aber kann kein Staat das Recht haben, die Gesundheitsversorgung eines Minderheitenvolkes durch den Ruin seines Spitals- und Arzteswesens zu zerstören. Auch kann man seine Umgebung weder wirtschaftlich noch geistig und sittlich schädigen, ohne gleichzeitig selbst Schaden zu leiden. Wer fremde Völker ruinieren will, vernichtet vor allem das eigene.

Jede Mutter, die sich ihrer Aufgaben bewußt ist, und der Verantwortung mit der sie solche tragen muß, wird aus der engeren und weiteren Umgebung ihrer Kinder alles entfernen wollen, was an Mißhandlung, Vergewaltigung, Zerstörung und Ausschweifung erinnert. Durch solche Eindrücke werden die Seelen der Kinder verbogen und verkrüppelt. Wenn ein Kind, bei seinem ersten Eintritt in die Schule einem Sturm begegnet, mit dem Ausrufe: Jetzt bringen wir Dich um, wird ein solches Erlebnis die Seele für alle Ewigkeit formen. Das begegnet aber nur jüdischen Kindern, wurde über Anfrage eine achselzuckende Aufklärung gegeben. Als ob damit die Sache besser oder gar aus der Welt geschafft würde! Und was für ein Beamter wird aus einem Knaben werden, der angelernt wird, mit Faust und Eisen auf Leute loszuschlagen, weil sie eine andere Sprache sprechen als er? In Staaten, in denen die Minderheiten grundsätzlich vergewaltigt werden, herrscht Mutterforge und Mutterelend. Die Prüfungen für ihre Kinder sind schlimmer als bethlehemitischer Kindermord. Die Prüfungskommissäre veranstalten mit den Prüflingen immer wieder geistige Bartholomäusnächte, man will der Jugend der Minderheiten den Lebenssonnenschein und das Fortkommen rauben. Aber wo die sächsischen Mütter Charaktere sind, werden sie die sächsische Jugend durch all das Elend einer großen Unkultur hindurchführen und unsere Jugend wird starke Persönlichkeit entfalten. Aber niemand kann erwarten, daß in ihr viel Neigung zu den Gewalttättern erweckt wird. Die siebenbürgischen Rumänen, welche in magyarischen Schulanstalten erzogen, in mancher auch mißhandelt wurden, sind die wütendsten Hasser Altungarns geworden. In den sächsischen Schulen ist der Mensch stets als Mensch gewertet worden, warum hindert man dann ihre Arbeit?

Das Verhältnis zwischen Staat und einem einzigen darin lebenden Volke, das sich die ausschließliche Macht darin anmaßt, will gleichsam als Vermählung zwischen

Nation und Territorium gelten. Man bringt die anderen Völker als Schlachtopfer dar, aber man vernichtet damit andere Kulturen, ohne der eigenen zu dienen. Es liegt im Wesen der Mutterschaft, daß sie über völkische Unterschiede hinaus, die gewaltige Macht jener allgemein menschlichen Zusammenhänge ahnt, deren biologisches Gewebe zu erkennen und aufzudecken einen der stolzesten Siege menschlichen Geistes bedeuten muß. Aus solcher Ahnung heraus handeln die Mütter instinktiv solidarisch und wird die Frau in der Weltfrage der Minderheitenrechte bald eine solidarische Stellung einnehmen, denn sie wird sich immer auf die Seite der Kultur und deren Verteidigung stellen.

Vergebens beruft sich irgend ein Nachfolgestaat auf zwei Umstände: Wir sind zu rasch gewachsen und müssen das Doppelte von dem bestreiten, was wir bisher zu bestreiten hatten. Und zweitens, man gebe uns doch Zeit zu warten, in 50 Jahren wird es auch bei uns anders sein. Wer will so lange warten? War es dazu überhaupt nötig, vom Straßengelehrten und der Klosettfrau an bis zu den besten geistigen und technischen Kräften bei dem Umsturze alles, auch wo es loyal war, brotlos auf die Straße zu setzen, weil es eine andere Sprache redete? Ist es notwendig schon bei der Taufe den Namen des Kindes nicht in seiner Muttersprache, sondern in der sogenannten Staatsprache amtlich einzutragen und dadurch eine Denkweise festzuhalten, die den Frieden der Welt unausgesetzt beeinträchtigt? In der Schule soll erst Doppelsprachigkeit erzwungen, dann Entnationalisierung herbeigeführt werden. Aber nicht die Bewohner, die Beamten eines Landes, sollen doppelsprachig sein. Was sagte die Amerikanerin, wenn ihr Kind in den Schulzeugnissen plötzlich umgetauft würde? Dazu kann es mir völlig gleichgültig sein, ob ein Arzt in Deutschland, Frankreich oder Amerika studiert hat, er soll Wissen und Gewissen besitzen. Die geistigen Begabungen werden bei Vertretern der Minderheitenvölker nicht gefördert, sondern unterdrückt. Alles muß eine bestimmte staatlich genehmigte Gesinnung annehmen, zu welchem Zwecke sowohl Geschichte als auch ihr Unterricht entstellt wird. Die Maßstäbe des geistigen Lebens werden einseitig verschoben. Die Kinder lernen nicht mehr das, was für den Menschen das Wertvollste ist. Mißhandlungen, Ausschreitungen aller Art, willkürliche Verhaftungen sind alltägliche Erscheinungen, wobei der Angehörige eines Minderheitenvolkes als rechtloser gilt, denn der des Mehrheitsvolkes. Aber ist es nicht Angelegenheit aller Mütter, wenn das gesamte Erziehungswesen der Mädchen willkürlich bedroht wird, sobald ein rüder Chauvinismus Anlaß dazu zu haben meint? Mitte Februar 1927 wurde in Urad von der Polizei das 16jährige Mädchen Juliska Albert nackt entkleidet, mit einem Ochsenziemer auf die nackten Sohlen geschlagen, um von ihr ein Geständnis auf einen Mord zu erzwingen, daß sich doch bald darauf als erpreßt und unrichtig herausstellte. In derselben Stadt wird ein Mitglied des Stadtrates, Johann Blaga, stundenlang bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt, weil er in einer Sitzung magyrisch gesprochen hat. Das sind nicht Einzelfälle, sondern tägliche Ereignisse. Die Tortur im öffentlichen Leben ist aufgelebt, von den Mißständen des wirtschaftlichen Lebens sei gar nicht gesprochen. Dazu

hat der Krieg eine große Verwirrung auf sittlichem Gebiete herbeigeführt. Es ist müßig, wenn sich die Völker des Landes gegenseitig bei nationalen Kämpfen den Vorwurf der Sittenlosigkeit ihrer Frauen machen.

Der deutsche und magyrische Teil Siebenbürgens und durch diesen hindurch das siebenbürgische Rumänentum, haben seit Jahrhunderten auf geistigem Gebiete unter dem Einfluß der deutsch-protestantischen Geisteswelt gestanden. Auch das hiesige Rumänentum ist dabei keineswegs schlecht gefahren, das sieht man allen seinen äußeren Erscheinungsformen an. Das Altreich dagegen steht völlig im Bann einer orientalischen Kirchengemeinschaft, darüber hinaus wird sein Geistesleben von Frankreich zugeschnitten, vor allem auch sein Erziehungswesen. Der Kampf, der sich hieraus zwischen Altreich und Siebenbürgen entspannt, will im Wege einer geistigen Uniformierung beigelegt werden, wobei das Altreich diktiert. Die Folge davon war innerliche Zerkleinerung des gesamten Lebens. Das Familienleben wird in der Zeit der größten Wohnungsnot durch die widerrechtlichen Requirierungen vernichtet. Frauen und Familien der Minderheiten werden in Siebenbürgen einfach auf die Gasse geworfen. Belege dafür stehen jederzeit reichlich zur Verfügung. Wir Sachsen brauchen verhältnismäßig viel Wohnraum. Wir sind schon seit Jahrzehnten aus hygienischen und sittlichen Gründen nicht mehr gewöhnt, Jung und Alt, in der Nacht einen einzigen Raum oder gar ein und dasselbe Bett zu viert und fünfen zu teilen. Unsere Anschauungen gestatten solches unseren Müttern nicht mehr. Aus den requirierten Wohnungen wurden durch die neuen Inhaber Möbelstücke verkauft, Orgien gefeiert, es war wenig ersprießlich, wenn die verschiedenen Frauen des einen Mannes, die getraute und ungetraute, im Hofe des Hauses ihre Differenzen gelegentlich miteinander mit Schirmen und Nägeln vor aller Welt austrugen. Ohrfeige und Schlag gilt nicht nur als übliches Erziehungsmittel den Kindern, sondern auch den Großen gegenüber, im allgemeinen ist Europa über solche Anwendungen hinaus. Man kannte früher bei uns weder Schlag noch Schimpfwort im Amtleben. Beide entspringen der Atmosphäre des gepuderten und geschminkten Mannes, der geschminkten und halb nackten Frau, der unglaublichen Vermehrung aller Schnapsbuden und Bodegas, der Überschwemmung durch Straßendirnentum. All dieses muß die Grundlagen eines rechten Erziehungswesens zerstören, die doch pädagogisch und psychologisch sowie rechtlich in der ganzen Welt die gleichen sein müssen.

Es kann keinem Staatswesen nützen, wenn es die Intelligenzen der Minderheitenvölker beiseite stellt, dafür wahllos Leute aus der eigenen Mitte vorwärts schiebt. Die Frauenwelt und Jugend unseres Volkes muß allen diesen Erscheinungen und ihrem Eindringen entschiedenen Widerstand leisten.

Die vom Manne allein geschaffenen Arbeits- und Organisationsformen brechen derzeit zum Teil zusammen, weil sie stellenweise geist- und inhaltslos, selbstfüchtig, teuer und umständlich geworden sind. Wo man Geist und Wärme brauchte, diente er mit ledernem Bürokratismus; was nach Wahrheit und ihrer Befreiung verlangte, suchte er durch Umkrümmung zu erledigen, statt Freiheiten zu geben, schuf

er neue Abhängigkeiten. All dem hätte bei uns von der Frau und dem Mädchen etwas entschiedener Widerstand geleistet werden können. Es war nicht nötig, daß auch bei uns die Familie an ihrer zusammenhaltenden und charakterbildenden Kraft soviel einbüßte, es war nicht nötig, daß Negertänze getanzet wurden, und zwar mit Leuten, von denen wir glaubten, daß eine ganze Welt uns von ihnen trennte. Teile unserer Jugend hätten nicht wurzellos werden müssen.

In dieser allgemeinen Unklarheit und Unsicherheit des Lebens beginnt die gebildete und erwerbende Frau der ganzen Welt selbständig und kraftvoll, mit starker Achtung vor ihrer Überzeugung, bestimmten und klaren Zielen sich zuzuwenden. Die Zusammenfassung wird zu diesem Zwecke immer größer. Das Leben wächst, wo es sich in das Einzelne vertieft und trotzdem den Weg zur Einheit findet, man erkennt täglich mehr, daß das Geistige mindestens ebenso wirklich und bedeutungsvoll ist wie das Materielle. Das neue Europa will sich auf Gleichheit und Freiheit aller Völker, der Geschlechter, der Klassen und Stände aufbauen. Heute wird's ja gewiß noch nicht erreicht werden! Auch morgen noch nicht! Aber es kommt! Nur braucht es viel geduldige Arbeit und tiefe Bildung. Aber es kommt gewiß, es arbeitet überall schon gar zu vieles daran; denn es ist die Größe unserer Zeit, daß sie den Menschen nicht mehr nehmen will, wie er ist, sondern zumal dort, wo er im Haufen, also in der Mehrheit sitzt, und darum auch etwas ausrichten zu können meint, von ihm verlangt, daß er sein soll, wie er sein könnte, weil dadurch nicht nur er ein Stückchen, sondern das Gesamte der Menschheit unter dem Gesichtspunkte einheitlicher Lebensziele vorwärts gebracht werden muß.

Und dann, Mehrheitsvölker entstehen im Menschenmeere nicht mehr allein auf dem Wege der Geburten, sondern auch dort, wo ein Mehr an Persönlichkeiten erzeugt wird, diese aber werden in der Regel von Müttern erzogen, welche selbst Persönlichkeiten sind und die an der geistigen Befreiung der Völker um so mehr arbeiten, als die Frau selbst, trotz des Frauenüberschusses der Welt, derzeit noch auf allen Gebieten durchaus als eine Minderheit gilt.



Der Fischhalter

Aus „Heimatseele“ — Ein sächsisches Pfarrhaus

von Anna Schuller

Wenn die Sommersüßäpfel vom untern Baum am breiten Gartenweg einmal anfangen, rote Streifen zu bekommen, dann ist die Zeit da, wo der Fischhalter in den Mittelpunkt allen Lebens tritt.

Aber ihr kennt ja den Fischhalter wohl noch gar nicht. Da würden sich die Pfarrerskinder eins wundern — den und nicht kennen — die könnten euch davon erzählen — jedes auf seine Art. Der Älteste krauste wohl nachdenklich die

junge Knabenstirne: „Fischhalter — warum er gerade Fischhalter heißt — müßte jedenfalls von Fisch kommen — aber auch zu Großvaters Zeiten sollen nur Frösche drin gewesen sein, wie jetzt — und wie's war, wie Urgroßvater hier Pfarrer war, könnte allenfalls in einem Kirchenbuch nachgeschlagen werden. Ich muß Vater darum bitten. Vielleicht kommt der Name noch aus der katholischen Zeit, wo die Karpfen auch auf den sächsischen Pfarrhöfen beliebte Fastenspeise gewesen sein dürften.“ Frix' dunkle Augen würden versonnen aufleuchten: „Die jungen, schlanken Tannenäste, wie spiegeln sie sich im Wasser — zum Greifen klar und scharf die Umrisse — seht nur.“ Hans, der nie viel Worte macht, würde kurz sagen: „Man badet drinnen.“ Grete, hochrot vom Laufen, würde die kurzen, dicken Zöpfe wild um den Kopf herum schlanken und aufgeregt hinzusetzen: „Ja — aber nur — wenn Vater es erlaubt.“ „Fischell — auch ich —“ sagte gewiß Klein-Friedel auf des Ältesten Arm und strampelte sich am liebsten herab — aber Helly legte mütterlich sorgsam den Arm um das Schwesterchen: „Wenn du erst größer bist, dann nehme ich dich fest, fest an der Hand und wir steigen das Treppchen hinab — bis ins Wasser — ja?“ Und Friedel würde beruhigt nicken und ihr Grübchen zeigen.

Ja, das ist der Fischhalter.

Unten vor dem Einfahrtshof des Pfarrhauses durch ein Statetengeländer getrennt, mitten im Tannengarten ein kleiner Teich mit Steinen ummauert, zu dem eine kleine Treppe hinabführt und dem eine hölzerne Rinne, fast verborgen im hohen Gras und den blauen Glockenblumen und den wilden Maßliebchen, hurtig das Wasser aus dem Brunnen im Hofe zuträgt.

Da ist es zu verstehen, warum erst Vaters Erlaubnis zum Baden geholt werden muß. Denn das Wasser ist kalt und die immer höher hinauf strebenden jungen Tannen lassen auch nicht viel Sonne hinein und nur der Hochsommer kann seiner Herr werden.

Dann — wenn die Süßäpfel anfangen, rote Streifen zu bekommen.

Glühende Mittagssonne liegt über dem Garten.

Die Reseden auf den Beeten im Gras lassen die Köpfe hängen — ihr betäubender Geruch liegt schwer in der Luft — die hohen Stengel der blauen Säubchen im Nest neigen sich matt gegeneinander.

Um Tisch oben im Gartenrondell wird Rat gehalten — hier ist's noch am erträglichsten — jeder von den Bäumen ringsum gibt etwas Schatten ab — aber so gut wie der alte Apfelbaum versteht es doch keiner — der hat viele breite Äste zum Ausstrecken.

Die drei Buben auf der Bank haben zur äußersten Demonstration der Hitze die Hemdärmel hoch aufgestreift.

Grete vor dem Steintisch tritt in fiebernder Aufregung von einem Fuß auf den andern.

„Wenn wir heute nicht baden dürfen, dann weiß ich überhaupt nicht.“

„Quatsch nicht in die Gegend, Gret — das ist doch heute klar — die Frage

ist nur die, ob es uns Vor- oder Nachmittag erlaubt sein wird, du weißt doch, daß Vater in Großschenk in der Sitzung ist, bis mittags aber zurück sein will — wegen irgend einer Wirtschaftssache.“

„Der Knecht soll Heu einführen,“ sagt Hans.

„Wegen Hitze könnte die Sitzung bis in den Abend hineindauern — der hat gewiß nichts gegen den Großschenker Schatten.“

Grete kennt sich schon aus in Pfarrersknechtsart.

„Bei der Stange bleiben, Gret! Also Vor- oder Nachmittag? Was sagst du dazu, Fritz?“

Fritz hat eben mit zugekniffenen Augen die Umrisse des alten Apfelbaumes vor sich fixiert — von der blendenden Hauswand da unten heben sie sich ganz schwarz ab.

„Ich? Mir ist's egal — nur baden will ich. Schlag du was vor — Albert.“

„Die Sache ist die — baden wir jetzt — vor Mittag — gleich wenn Vater kommt, kann es nur ganz kurz dauern, das ist doch klar — denn es muß dann doch gegessen werden, gegen das wir wohl alle nichts haben würden.“

„Nein“ — kommt es einstimmig zurück.

„Bleibe der Nachmittag, wo das Vergnügen ausgedehnt werden könnte — aber da kann es vielleicht regnen.“

„Regnen?!“ Die Entrüstung ist ebenso einstimmig.

„Na — na — nur nicht so hitzig! Es kann doch ein plötzliches Gewitter kommen — bei dieser Glut — aber wenn auch nicht — ihr wißt, Vater hat es nicht so gerne, da der Fischhalter am Nachmittag ganz im Schatten steht — ganz ohne Sonne.“

„Vater ist aber auch immer so ängstlich!“ muckt Grete auf.

Albert senkt den Kopf.

„Ein Schwesterchen von Vater ist, wie sie noch Kinder waren — vom zu langen Baden lange krank gewesen — das kann Vater nicht vergessen.“

Ein Schatten legt sich auf die Kinder.

„Ich geh und frag Mutter, wann Vater kommt,“ sagt Grete beklommen in die Stille und rennt mitten durch die Sonne den Weg hinab ins Haus und bringt, wie heute schon zum wievielten Male die Antwort, daß er bis Mittag zurück sei.

Vom Turme schlägt es 12 Uhr.

Durch die Mittagsstille hört man von drüben, wo die Landstraße unter den Weinbergen hinläuft, leises, taktmäßiges Aufschlagen von Hufen.

„Das sind unsere Pferde,“ sagt Hans.

„Ja — Vater kommt,“ sagt Albert und springt auf und packt Grete, die schon hinabstürmen will, an der Schürze. „Halt doch — bis der Wagen um die Kehre herum ist und durch die Gemeinde hat's noch Zeit! Also hört, am besten ist es, wir fragen Vater selbst.“

„Ich frag ihn, dürfen wir baden?“ sagt Grete schnell bereit.

„Aber nein doch — das Badendürfen darf doch nicht mehr in Zweifel gezogen werden — nur wann wir baden sollen — du verdirbst uns heute noch alles.“

Grete ist ganz kleinlaut geworden.

„Also wie?“

„Ich werd es selbst übernehmen das Fragen — ist es euch recht?“

„Ja,“ kommt es wieder einstimmig zurück.

„Aber für alle Fälle — habt ihr die Äpfel parat?“

Die Äpfel — das gehört mit zum Schönsten beim Baden — nachher, wenn man so gut abgekühlt ist — der große Hunger den man hat, denn vorher darf nichts gegessen werden, das ist strenges Verbot — dann die Taschen entleeren — einen Apfel nach dem andern. Doch auch hier muß Maß gehalten werden — Vater will es so haben — der heiße Sommer kann manches Äbel — gerade von Äpfeln — mit sich bringen. So hat sich das Gesetz herausgebildet — zwei dicke Klapperäpfel oder vier Süßäpfel, die etwas kleiner sind, samt dem Kernhaus — jedenfalls hat man von den dicken mehr, aber diese sind edler — das muß man dann eben mit sich selbst ausmachen — Kontrolle muß geübt werden — man traut sich gegenseitig — aber es gehört sich so.

„Taschen ausgeleert!“

Im Nu ist der Steintisch mit Äpfeln bedeckt — kleinen und großen, je nach Entscheidung. Grete hat sich ihr Häuflein aus ihrem Versteck hinter dem Pfaffenbirnbaum hervorgeholt — so lange Taschen wie die Brüder zu haben, ist die große Sehnsucht ihres Lebens — aber bei einem Mädchel geht das nicht, hat Mutter gesagt — so muß sie sich auf andere Art helfen.

„Halt, Hans, da steckt noch etwas in deiner Tasche — herzeigen!“

Hans zwingt verlegen einen großen, gelbangehauchten Äpfel heraus — die roten Streifen ziehn sich von der Blume bis zum Stiele hin — ein Prachtexemplar von einem Süßäpfel.

„Für Mutter“ — sagt er leise — fast scheu.

Die Kinder nickn — für Mutter, das ist gut. — „Sie mag die andern Äpfel nicht recht leiden, sie sind ihr zu sauer“ — sagt Hans nur dafür. Überhaupt — Hans und die Mutter — das ist nun schon so — er ist ihr Beirat in wirtschaftlichen Sachen — so klein er auch ist — und hat ein Auge auf den Knecht. Das ist dann seine geheime Freude, morgens, wenn die andern noch schlafen, barfuß in den Garten zu laufen — das dürfte freilich Vater nicht sehn — und im tauigen Gras die Äpfel unter dem Baume liegen zu sehen — die schönsten gehören der Mutter. Das ist großes Geheimnis, von dem nur sie beide wissen — wenigstens denkt Hans so.

Auf der Schulbrücke, die die Pappelallee vor der Pfarrhofeinfahrt der Gemeinde zu abschließt, hört man leichtes Rädergeröll.

Die Kinder stürmen den Gang und die lange Treppe zum Hof hinab — dem Vater entgegen.

Neben dem Tannengarten im Hof hält der Wagen.

Unten rieselt und springt der Brunnenquell dem Fischhalter zu.

Die Kinder sehen sich nur verstohlen an.

Alberts Sendung war von Erfolg — nachmittags vier Uhr darf gebadet werden — Vater hat nichts dagegen — es ist ja wirklich ein heißer Tag — Aber auch im Schatten noch wirken wird.

Schon eine Stunde vorher ist alles im Fischhaltergarten versammelt und sucht sich den besten Platz im Holzhäuschen mit Borke gedeckt oder unter einer Tanne — heimlich wird nach den Taschen gefühlt — ob alles in Ordnung ist.

Es ist doch schön hier im Fischhalter.

Durch die dichten Tannenäste fallen einzelne Sonnentropfen und liegen wie Gold auf dem dunkeln Wasserspiegel — Fritz sieht wie verzaubert darauf hin — er kann die Augen nicht fortnehmen. Die Quelle kommt lustig in der Rinne herab und plätschert auf, wenn sie das Wasser unten erreicht — Klein-Friedel im Gras daneben — von der großen Schwester behütet — will sie immer fangen und lacht laut auf, wenn das kühle Wasser über ihre Händchen weggleitet.

Helly ist zur höheren Aussicht da, daß die Sache nicht zu lange dauere — den Kindern ist doch nicht zu trauen.

Sie will dann nachher allein baden. Sie ist jetzt schon so — meinen die Kinder untereinander. Sie will sich ihre langen Haare nicht ansprizen lassen — und dann überhaupt —

Sie sehen mit scheuen Augen auf die große Schwester — es ist ihnen so eigen — so wie etwas Heiliges fühlen sie es — daß Helly auf einmal nicht mehr mit ihnen baden will — wie früher.

Es schlägt vier Uhr.

Ein heller Schrei — Grete rennt wie besessen zum Fischhaltergarten hinaus — in der glühenden Nachmittagssonne die hohe Treppe bis zum Haus hinauf und weiter hinauf bis in den Garten — sie hat sich im letzten Augenblick ihre Äpfel oben im Versteck beim Pfaffenbirnbaum vergessen — und ohne die geht es doch nicht — glühend rot und atemlos kommt sie zurückgelaufen.

Im Fischhalter ist schon alles in vollem Gang.

Hans hat das Getauchtwerden von den Brüdern schon überstanden und versucht Schwimmübungen — mit einem Fuß kann er schon, wie er behauptet, nur mit einem trifft er noch auf den Boden und auch da nur ganz, ganz wenig — Albert liegt auf dem Rücken und hält zum Zeichen, daß er nicht einmal Tempi zum Schwimmen nötig hat, den Zeigefinger der rechten Hand immer hochgestreckt. Fritz spricht lachend Klein-Schwesterchen an, das laut auffaucht und von Helly kaum zurückzuhalten ist.

Der ganze Fischhalter hallt vor Jubel und Wonne.

Schade, daß Vater und Mutter nicht zusehen können — sie stecken immer bis über den Kopf in der Arbeit — Vater am Schreibtisch und Mutter in der Wirtschaft.

Grete zerrt und reißt sich die Kleider vom Leibe und zieht sich atemlos das Badehemdchen über den erhitzten Körper.

„Grete — erst auskühlen!“ ruft Helly von drüben.

Aber Grete ist schon am Fischhalter und springt, ohne auf das Treppchen

nur zu achten, mitten zwischen die Brüder hinein, daß ihr das kalte Wasser über dem Kopfe zusammenschlägt.

„Hallo — die Gret — her mit ihr!“

Jubelnd und schreiend wird sie empfangen. Alberts stolzer Zeigefinger hackt sich in ihre kurzen Zöpfe ein und will sie hinüberziehen — Fritz wendet sich jetzt ihr im Spritzen zu und Hans läßt alle Schwimmversuche sein und schlägt vor Vergnügen beide flachen Hände aufs Wasser auf, daß es ihr wie ein Strahl ins Gesicht schießt.

Aber Grete antwortet diesmal nicht mit gleicher Münze — ganz still steht sie und sieht mit großen Augen um sich — es ist ihr so sonderbar zu Mute, als riesle die Brunnenquelle ihr gerade über den Rücken herab. Und auf einmal beginnt alles sich um sie zu drehen — der Fischhalter fängt an zu gehen — die Maßliebchen — die Glockenblumen an der Wasserrinne — die Brüder — Friedel, Helly — alles im Kreise — alles im Kreise — sie will die Arme heben und kann sie nicht aus dem Wasser bringen. Ihr ist — als höre sie Helly erschreckt — etwas herüberrufen — als fasse sie jemand an — ja — Albert ist es — ein Säusen und Brausen in den Ohren.

Dann nichts mehr.

Das war ein merkwürdiger Sommer — halb Traum — halb Wirklichkeit.

Manchmal ist es Grete, als höre sie wie aus weiter Ferne leises Geflüster und eine Stimme sagen: „Sie schläft schon wieder — aber Gretchen — nicht schlaf doch immer, sieh, was wir dir gebracht haben.“ Und sie fühlt etwas Kühles, Rundes in der Hand — ein Apfel muß es wohl sein — aber was für einer — ein Süßapfel oder ein anderer? Nein, sie weiß es nicht zu sagen. Aber sie schläft doch nicht — da liegt man ja zu Bett und ist zugedeckt — hier aber sieht man mitten in den Himmel hinein und die Bäume heben sich davon ab, wie vor der hellen Hauswand — so klar, so scharf — es tut weh in den Augen. Und die Sonne — sie brennt mitten auf den Kopf — so weh — so heiß. Aber bis nur Vater zurückkommt, dann will sie ihn fragen, ob sie baden dürfen mit den Brüdern im Fischhalter — da ist das Wasser so gut — so kühl — o so kühl.

Und dann einmal, wie Grete die Augen aufschlägt — liegt sie wirklich im Bettchen und Vater sitzt neben ihr mit Friedel auf dem Knie.

Mutter tritt eben ganz leise herein und Grete sieht, wie Vater ihr mit den Augen zuwinkt.

Mutter kommt rasch heran und legt ihr etwas auf die Bettdecke.

„Sieh, Gretchen, das haben dir deine Brüder aus dem Großen Walde gebracht. — Die ersten Haselnüsse!“

Gretes Augen werden ganz naß.

„Haselnüsse — jetzt?“

Vor dem großen Fenster draußen schaukelt ein Astchen vom wilden Wein hin und her — an der Spitze trägt es rote Blätter,

Durch den Körper des Kindes geht ein Zucken.

„Vater — ich hätte so — gern im Fischhalter — gebadet mit den Brüdern.“

Der Vater streicht seinem kleinen Mädchen über den kurz geschorenen Kopf.

„Das dürft ihr auch — freilich — aber jetzt ist es zu kalt im Sannengarten geworden — auch die Maßliebchen und blauen Glockenblumen an der Brunnenquelle sind schlafen gegangen — doch übers Jahr — dann gewiß — wenn es wieder Sommer geworden ist — ja?“

Grete nickt leise.

Ja — übers Jahr — wenn die Süßäpfel anfangen — rote Streifen zu bekommen.



Von Ursachen und Zielen der deutschen Hausfrauenbewegung

von Fides von der Malsburg

Lange bevor den Frauen durch die gesetzliche Gleichstellung mit dem Manne auch im öffentlichen Leben die Möglichkeit gegeben wurde, ihre Wünsche mit dem nötigen Nachdruck zu vertreten, war eine Anzahl einsichtiger Frauen zu der Erkenntnis gekommen, daß die Tatsache, daß der zahlenmäßig stärkste und volkswirtschaftlich wichtigste Frauenberuf noch in keiner Weise zusammengeschlossen oder auch nur zum Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit geweckt worden war, eine schwere Versäumnis bedeutete. Schon vor dem Kriege wurde deshalb der Gedanke erwogen, die Hausfrauen in Vereinen zusammenzufassen und ihnen so mit der Zeit eine Vertretung zu schaffen, die berufen sein sollte, bei allen für sie lebenswichtigen Fragen im Rahmen der damaligen Gesetzgebung mitzureden und sei es nur in der Form von Sachverständigen-Gutachten. Im übrigen wollte man sich mit diesen Vereinen Möglichkeiten zur wirtschaftlichen Selbsthilfe schaffen und durch sie auch die Forderung einer möglichst gründlichen Vorbildung aller Mädchen für den Hausfrauenberuf irgendwie der Verwirklichung näher bringen.

Doch erst der Krieg, der so grell die Wichtigkeit der Frauenarbeit beleuchtete, — erst die unerhörte Härte dieses Krieges mit ihren Folgeerscheinungen schuf auch in der Masse der Hausfrauen eine Stimmung, die zum Ausgangspunkte für den Aufbau ihrer heute machtvollen Organisationen werden konnte. Die Lasten und Sorgen, die unserem ganzen Volke auferlegt wurden, — die Ansprüche, die an die seelische und körperliche Widerstandskraft der Frauen gestellt werden mußten, waren derart schwer, fast untragbar geworden, daß sie zu denen gehörten, die der Mensch nur dann noch willig auf sich nimmt, wenn er in beratender, helfender Mitarbeit an der Führung seines eigenen Geschicks beteiligt ist und so die unerbittliche Notwendigkeit, — selbst die härtesten Maßnahmen, — einzusehen gelernt hat, — oder — wenn stärkstes Vertrauen zu den Führern ihn alles in blinder

Ergebung tragen läßt. Keine dieser Vorbedingungen äußerster Widerstandskraft war aber für die deutsche Frau der Kriegszeit gegeben. Trotzdem hat sie fast Übermenschliches ertragen und geleistet. Aber es ist wohl kein Wunder, wenn in ihr dabei ein Nachdenken über Dinge erwachte, denen sie früher noch recht ferngestanden hatte!

Größte Lebensmittelnappheit schob die fürsorgende einteilende Tätigkeit der Hausfrau stark in den Vordergrund des öffentlichen Interesses und erweckte dadurch immer klarer die Erkenntnis von der Wichtigkeit des Hausfrauenberufes, auch bei den Hausfrauen selber. Zahllose Verordnungen, die unter dem furchtbaren Druck der Not entstanden waren, griffen tief in das häusliche Leben ein und wurden zu allererst und am schwersten von den Hausfrauen empfunden, so daß in ihnen mit dem Zorn die Frage erwachte: Hätte dies und jenes nicht anders, besser gemacht werden können, wenn auch wir als die Sachverständigen, zumeist Betroffenen gefragt worden wären?

Aber die deutschen Frauen waren weder in helfender, noch in beratender, geschweige denn verantwortlicher Weise an der Führung ihres Volkes mit beteiligt worden und nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von ihnen besaß infolge besonderer Lebensstellung oder außergewöhnlicher Veranlagung ein so hohes Maß von Bildung und Einsicht, daß sie aus höheren, sittlichen Gründen alles, auch das scheinbar Unmögliche auf sich genommen hätten! Das Vertrauen zu der Führung war durch zahlreiche unbestreitbare Mißgriffe gewaltig erschüttert worden, und so entstand allmählich auch in Frauenkreisen jene allgemeine Unzufriedenheit, die schließlich den großen Zusammenbruch mit herbeiführte.

Der Druck, unter dem alle gleichzeitig zu leiden hatten, — gemeinsam getragene und bekämpfte Not, — schärfste Mißbilligung vieler Maßnahmen von Behörden, — Erfahrungen, die eine bessere Vorbildung der Hausfrauen für ihre wichtigsten Aufgaben als dringendes Erfordernis erscheinen ließen, — auch die Beobachtung, daß in dem bisher nur von Männern geleiteten Staatswesen diesem Bedürfnis viel zu wenig Rechnung getragen worden war, — dies alles führte, — zusammen mit der Erkenntnis vom Wert der eigenen Arbeit, — auch bei den Hausfrauen endlich die Steigerung von Selbstachtung und Gemeinschaftsgefühl herbei, die notwendig war, um den ersehnten Zusammenschluß durchführen zu können. So entstanden die ersten städtischen Hausfrauenvereine, die bald zum Verband, später zum Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine zusammengeschlossen wurden. Sie stellen eine Vereinigung dar, die bestimmt ist, den Hausfrauen in allen Nöten helfend und beratend zur Seite zu stehen, — sie zur wirtschaftlichen Selbsthilfe, — die bei den nach wie vor unendlich schwierigen Lebensverhältnissen unentbehrlich ist — zu erziehen und ihre Interessen an allen Stellen zu vertreten, die dafür in Frage kommen.

Die von Frau Elisabeth Boehm-Langarben im Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine zusammengeschlossenen Hausfrauenvereine bestehen schon viel länger als die städtischen. Ihre Entwicklung hat sich unter anderen Gesichtspunkten vollzogen, so daß sie zunächst mehr eine landwirt-

schaftliche Erzeugerorganisation, als eine Berufsvertretung von Hausfrauen darstellten. Diese landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine sind zunächst im industriearmen Ostpreußen — aus dem Bedürfnis heraus entstanden, den Landfrauen einen günstigen Absatz für die Erzeugnisse zu verschaffen, die aus den ihrer besonderen Fürsorge anvertrauten Betriebszweigen stammen, — andererseits aber den Stadtfrauen eine zuverlässige Bezugsquelle für gute einheimische Lebensmittel zu bieten. Sie hatten deshalb immer eine Verkaufsstelle als natürlichen Mittelpunkt und gemeinsames Hauptarbeitsgebiet der in diesen Vereinen zusammenwirkenden Land- und Stadtfrauen. Die vorauszusehende und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sehr erwünschte Folge des erleichterten Absatzes und der Zusammenarbeit mit den verbrauchenden Stadtfrauen war eine Steigerung und Verbesserung der Erzeugung aus Garten, Milchwirtschaft, Geflügelhof, Kleintierzucht usw. und eine durch Selbsthilfe mit staatlicher Unterstützung möglich gemachte bessere Ausbildung der Frauen für diese Arbeitsgebiete. Außerdem wurden die Frauen durch vermehrte Einnahmen aus den ihnen anvertrauten Betriebszweigen selbständiger gemacht, sie brauchten nicht mehr um jeden Groschen zu ihren Ehemännern zu laufen und standen fest auf eigenen Füßen. Was sie hierdurch ihren Vereinen verdanken, das bildete zusammen mit den Verkaufsstellen, — dem immer stärker erwachenden Standesgefühl, — dem durch die Arbeit der Vereine nach Möglichkeit geförderten Bedürfnis nach fachlicher Fortbildung — und manchen anderen wirtschaftlichen und geistigen Werten — das feste Band, das diese Frauen zusammenhielt und unter Frau Boehms tatkräftiger und klarblickender Leitung zu immer zahlreicheren und größeren Erfolgen führte.

Im Krieg gewannen die Verkaufsstellen dadurch, daß sie unnötigen Zwischenhandel ausschalteten, noch eine ganz besondere Bedeutung, und so bildeten sich in den meisten Gegenden des Reiches landwirtschaftliche Hausfrauenvereine, die zunächst zu Provinz- und Landesverbänden und endlich zum Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine zusammengeschlossen werden konnten.

Wie nun der Wunsch, eine Berufsvertretung der Hausfrauen zu schaffen, immer lauter wurde, war es natürlich, daß auch die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine sich diesen Gedanken zu eigen machten, trotzdem sie nach ihrer ursprünglichen Entwicklung mehr dazu berufen schienen, landwirtschaftliche, d. h. Erzeugerinteressen zu vertreten, als diejenigen der verbrauchenden Hausfrauen. Die Gruppierung um die Verkaufsstellen hatte es außerdem mit sich gebracht, daß aus den Reihen der Landfrauen in erster Linie diejenigen den Vereinen angehörten, die in der Lage waren, erfolgreich für die Verkaufsstellen zu liefern, nicht aber die große Masse der ländlichen Arbeits- und Handwerkerfrauen, die doch auch Hausfrauen sind. Es war also für die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine eine gewisse Umstellung und Weiterstreckung der Ziele nötig, die aber inzwischen mit Erfolg durchgeführt worden ist.

Jetzt sind die beiden Reichsverbände zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen und tragen so viel dazu bei, das durch den Krieg und seine Folgezeiten

schwer getrübtet Verständnis zwischen Stadt und Land neu aufzubauen. In gemeinsamer Arbeit streben sie danach, der deutschen Hausfrau eine Stellung im öffentlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben ihres Volkes zu verschaffen, die der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit und zahlenmäßigen Ausbreitung des Hausfrauenberufes entspricht. Die gesamte Preisgestaltung, alle Verordnungen und Besteuerungen, die das Bedürfnis des täglichen Lebens betreffen, alle Maßnahmen, die Gesundheitspflege, Erziehung und Ausbildung besonders der weiblichen Jugend regeln sollen, alle sittlichen, eherechtlichen Fragen und viele andere Gebiete des öffentlichen Lebens sind von derart einschneidender Wichtigkeit für unsere ganze Lebensgestaltung, daß wir Hausfrauen und Mütter immer mehr zur Mitarbeit herangezogen werden und einen Einfluß gewinnen müssen, der ebenso stark und berechtigt erscheinen sollte wie derjenige, der im häuslichen Leben ohne weiteres zugestanden wird.

Wir wollen aber bei der Arbeit in den Vereinen sowohl, wie auch draußen im öffentlichen Leben niemals vergessen, daß es das schönste Vorrecht der Frau ist, ausgleichend wirken zu dürfen, ohne schwach zu erscheinen, und in den Wünschen und Ansichten anderer, mit aus Liebe geborenem Verständnis das Maß von Berechtigung zu suchen und zu finden, das ihnen zugrunde liegt. Wir fragen deshalb nicht danach, welcher Konfession, welchem Stande, welcher Parteirichtung, die Frauen, die zu uns kommen wollen, angehören, uns treibt nur das starke Bedürfnis zu helfen, wo immer es nötig ist und an unserem Teile mitzuarbeiten für das Wohl unseres Volkes. Dabei ist es für jeden einsichtigen, vorurteilslosen Menschen ganz selbstverständlich, daß eine starke Hausfrauen- und Mütterorganisation staatserschaltend wirken und einen Wall bilden muß gegen alle, den geordneten Aufbau eines Volkslebens gefährdenden Umsturzgelüste.

Wissend, daß unser Frauentum zwar eine Quelle mancher Schwächen, aber auch die Lösung des Rätsels unserer Kraft ist, wollen wir überall, wo wir Seite an Seite mit dem Manne in der Arbeit stehen, doch stets ganz und voll Frau bleiben — im wärmsten, kraftvollsten Sinne des Wortes und so beweisen, daß nicht nur im engsten Familienkreise, sondern auch im Staatsleben der Einfluß kluger Frauen und Mütter zum allergrößten Segen werden kann.

Mit dem Austausch der Hausfrau in der deutschen Frauenbewegung ist ein neues Moment in sie hineingetragen worden. Wir sind überzeugt, daß dies eine weitere Bereicherung ihres Wirkens mit sich bringen und daß das Erwachen auch der Hausfrauen zu stärkerer Mitarbeit dem geistigen Leben unseres Volkes eine deutlich fühlbare Vermehrung seiner Schwungkraft verschaffen muß.



Die Sachsen

von Maria Rahle

Schwer und schweigsam sind wir Sachsen,
Flinkes Wort die Zunge flieht;
Nur zum Preis der Heimaterde
Rauscht und funkelt unser Lied.

Erde, die wir festgehalten
In jahrhundertlanger Not;
Aus dem Staub der toten Ahnen
Wuchs den Enkeln Wein und Brot.

Aus Vergangnem webt sich heimlich
Um uns geisterfeines Netz,
Zwingend führt uns Blut und Brauchtum
Unter altes Volksgesetz.

Stark sind wir, weil unsre Kräfte
Stets in Form und Maß gebannt,
Zäh sind wir, weil unsre Gluten
Nie im Lodern leergebrannt.

Ewigjunges Sinnbild werden
Uns die Werke alter Zeit,
Selbst aus Trümmern steigt lebendig
Unses Volkes Wesenheit.

Türme grauer Kirchenburgen,
Vom Karpathensturm umbraust,
Drohn vom Fels wie trotzgeballte
Kampfzerhackte Bauernfaust.

Keine Lockung war so mächtig,
Daß sie uns vom Eigenen rief;
Bauernvolk ist nah der Erde,
Darum wurzeln wir so tief.

Die kulturellen, sozialen und nationalen Aufgaben der Frau im Staat

von Margarethe Treuge-Hamburg

Mit der Gewinnung und auch Ausbildung neuer Rechte oder auch nur der Ausfüllung neuer Ämter ist die Pflichtenreihe der Frauen selbstverständlich nicht erschöpft. Die Frauen müssen aus eigener Art und eigenem Erleben Gedanken und Wirkungskräfte in die Gemeinde hineinbringen, durch die ein neuer Einfluß sich geltend macht. Die „Stadtmütter“ müssen neben den „Stadtvätern“ ihres Amtes walten. Der mütterliche Einfluß muß sich auf allen Gebieten durchsetzen, wo Leben, Gesundheit, Erziehung ihrer helfenden Hand, ihrer liebenden Einsicht zugänglich sind. Der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ hat darum ein besonderes kommunalpolitisches Frauenprogramm herausgegeben, das Richtlinien für die Arbeit der Frauen in der Gemeinde zieht. Bei dieser Tätigkeit der Frauen handelt es sich um die Gewinnung eines neuen und doch eigentlich nur um die Rückgewinnung eines uralten Wirkungsgebietes: der „hausfräulichen, pflegerischen Sphäre in den Formen des modernen Gemeinschaftslebens“. Die „Wohltätigkeit“ ist umgewandelt zur „sozialen Wohlfahrt“ und gibt sich gesetzlich in den Formen der „Sozialpolitik“. Aber über Einsicht und Stoffbeherrschung hinaus muß auch diese Arbeit von einem Gefühlston beschwingt sein, wenn sie nicht der Gefahr des Schematismus verfallen soll. Diese Gefühlskraft müssen die Frauen in der Gemeindearbeit aufbringen.

Die neuen Frauenrechte, erzeugt durch die Umgestaltung unseres innerstaatlichen Lebens, stellen sich dar in der Form eines Ringes, einer geschlossenen Kette, in der Anfangs- und Endglied zusammenfallen. Sowie die Arbeit der Frau im öffentlichen Leben in der Stadtgemeinde begann und hier ihre vertiefteste, der weiblichen Art am meisten entsprechende Ausprägung fand, so mündet weibliches Tun für die Gesamtheit auch wieder in kommunale Arbeit ein.

Aber darüber hinaus muß sich der Blick der Frauen auf die großen Zusammenhänge des Staatslebens, der Volksgemeinschaft und schließlich der Weltbeziehungen richten. Der Ausgangspunkt der Frauenarbeit in der Öffentlichkeit hat es mit sich gebracht, daß die soziale Einstellung ihre ersten Schritte leitete. Und dieser ihr sozialer Wille entsprach durchaus dem Zeitgeist, der sich durchsetzen, immer mehr zur beherrschenden Idee aller Menschheitsbeziehungen sich ausbilden wird: wir leben in der Epoche sozialer Neugestaltung.

Jedoch darf die unentbehrliche, nicht gering zu schätzende Kleinarbeit im engsten Kreis bürgerlichen Tuns in der Kommune und ihren einzelnen Verwaltungsorganen den Blick nicht verschließen für die Fragen staatlichen Lebens und schließlich für die Aufgaben der großen Politik. Die Frau kann sich den Konsequenzen staatspolitischer Verpflichtungen nicht entziehen, und sie soll es auch nicht; sie kann es nicht: denn jedes Ereignis scheinbar persönlicher Lebensgestaltung und Wirtschaftsführung hat seine Ursache in einem größeren überpersönlichen und auch über die

Gemeinde hinausgehenden Tatbestand. Die Teuerung der Lebensmittel, die Höhe der Steuern, die Wohnungsnot, die Kindersterblichkeit, sie sind bedingt durch die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages, durch den Rohstoffmangel, die Arbeitslosigkeit in unserem Vaterlande. Jeder einzelne wird gezwungen, als Teil des Ganzen die Last mit zu tragen, ob er sich dieser Verpflichtung entziehen will oder nicht. Aber nicht nur aus privategoistischem oder privatwirtschaftlichem Interesse soll die Frau die Zusammenhänge kennen, die über die Grenzen ihres Hauses, ihrer Berufstätigkeit, ihrer Gemeinde, ja ihres Staates hinausweisen in die großen, überragenden weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zusammenballungen oder auch Gegensätze. Denn sie soll sich der Verantwortung nicht entziehen. Ihr Stimmrecht macht sie zum Mitträger, Mitgestalter des Volks- und Staatsgeschicks. Darum dürfen ihr Probleme wie: Rohstoffversorgung durch eine Weltorganisation, internationale Regelung der Arbeit und auch die Stellung der Staaten zueinander und die Weltanschauungshintergründe, von denen sich Staatskomplexe und Volksleidenschaften ebenso abheben wie im Lande die Parteien, nicht fremd und gleichgültig bleiben. Westmächtlicher Kapitalismus und russischer, halbasiatischer Bolschewismus, Deutschland als das Reich der Mitte, Pan-europa, das alles dürfen keine Schlagworte sein, sondern Kennworte für inhaltlich belebte Ausprägungen von Staatspersönlichkeiten und Volksindividualitäten, von ringenden Gewalten, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen. Die Frauen dürfen, wenn sie Vollbürgerinnen sein oder werden wollen, nicht haltmachen vor der großen Politik. Und der Wille zur Einsicht wird belohnt durch eine Blickweite, die sich jedem auftut, der den Gipfel zu besteigen sich nicht scheut oder fürchtet. Vor dem Großen nicht zurückschrecken und das Kleinste nicht übersehen, das ist der Nerv staatsbürgerlichen Handelns und das Geheimnis des politischen Erfolges.

Als im Zeitalter der Napoleonischen Kriege unser Vaterland dantederlag: geschlagen und gedemütigt, da wurde der Weg zur Erneuerung angebahnt durch die Anfänge staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit, die den Männern gewährt wurde, sie aus Untertanen zu Bürgern machen sollte. Heute, da es gilt, größere Vernichtungen zu überwinden, stärkeren Glauben an unser volksches und staatliches Daseinsrecht zu beweisen, werden die Frauen zum Wiederaufbau Deutschlands mit herangezogen. Der reine Rechtsstaat, der sich vor 100 Jahren anbahnen wollte, wandte sich an den Mann, der soziale Wohlfahrtsstaat legt das Geschick von Volk und Vaterland mit in die Hände der Frau; und ein zukünftiges Geschichtsurteil erst wird darüber die Entscheidung fällen dürfen, ob diese Ausdehnung weiblicher Staatsbürgerrechte ein Zufall, ein vom bloßen Revolutionswillen erzeugtes Ungefähr, oder eine innere Notwendigkeit und damit der Anfang einer neuen Geschichtsepoche war.



Die auslanddeutsche Frau

von Lotte Binder, Vorsitzende des Freien Sächsischen Frauenbundes, Mediasch

Es ist immer wieder das nämliche: In dem Augenblick, wo wir auslanddeutsche Frauen in irgendeiner Hinsicht neben jene Reichsdeutschlands gestellt werden oder selber uns hinstellen, ist als Erstes das Bedürfnis da, in bestimmter Beziehung abzugrenzen, um in anderer, die für uns durchaus hauptwichtig ist, wirklich und „von ganzem Herzen“ zu ihnen hinfinden zu können.

Die Abgrenzung, von der hier die Rede ist, besteht gewöhnlich in Einzelfeststellungen, die sich etwa in diesem Satz zusammenfassen lassen: Sie sind großzügiger, in irgendeiner Beziehung aber fühlen wir uns ihnen trotzdem überlegen und stellen uns auch, manchmal bewußt, manchmal unbewußt, über sie. Dieser Widerspruch — so sonderbar das auch klingt — baut letzten Endes die Brücke zwischen hüben und drüben, schafft tatsächlich erst die richtige Verständigungsmöglichkeit, da sich aus ihm heraus und damit über ihn hinweg das wirklich Verbindende erhebt.

Was sie — unsere Schwestern aus dem Reich — für uns überragend macht? Die ungeheuer gewaltige, für unser Messen und Urteilen tatsächlich erhabene Geisteswelt, die um sie herum, mit durch ihre Kraft, wuchs und noch immerzu weiterwächst. Sie ist für uns geradezu eine Wunderwelt, in die wir nur selten einen vollen Blick hineintun können, und die von vorneherein imstande wäre, den Mund so fest uns zu verschließen, daß es zwischen dort und hier so gut wie gar keine Verständigungsmöglichkeit gäbe, wenn — ja wenn wir in einer Beziehung uns nicht auch großdünkten, sogar größer als sie, die uns sonst so unerreichbar sind. Worin unsere Größe besteht? Was uns zur Stütze wird ihnen gegenüber? Wir sind überzeugt davon, einen weiteren Blick zu haben als sie, das Leben des Alltags mit seinen Geschehnissen von anderem, gleichsam unpersönlicherem Standpunkte aus anzusehen, als wie sie tun, und es darum in bezug auf seine Kleinigkeiten nicht für so wichtig zu nehmen. Wir sind weiters im besonderen noch davon überzeugt, daß wir die völkische Gemeinschaft aus dem nämlichen Grunde — weil unser Blick eben mehr umfaßt, weiter reicht — in einem bewußteren und tieferen Sinne erleben dürfen als sie, die in solcher Hinsicht in wohlverwahrtem Hause sitzen.

So ungefähr stellt unsere „Größe“ sich uns dar, die uns die Möglichkeit schafft, halbwegs in Ehren zu dem Wirklichgroßen, dem Reichsdeutschtum, hinzukommen.

*

Auslanddeutsche Frauenarbeit wird hier und dort gewöhnlich als ein Abbild der innerhalb des Reiches geleisteten angesehen, selbstverständlich als nach kleineren Maßen gearbeitet, in kleinere Form gepreßt und zeitlich durch so und so viele Jahrzehnte geschieden von jener. Das ist richtig und auch nicht. Un-

bestreitbar richtig ist, daß wir unser Muster fast ausnahmslos bei unseren größeren Schwestern suchen. Eigentlich möchten wir von vorneherein alles haargenau so machen und haben, wie sie das taten. Das wäre für uns Vollkommenheit. Wenn es nun aber tatsächlich an die Nachahmung gehen soll, so wird — ganz abgesehen von den durch die andersartigen Staatsverhältnisse, die gewisse Störungen und Umformungen als selbstverständlich bedingen — meist etwas ganz anderes, mehr oder weniger Neues daraus. Zu unserem Glück! Anderwie wäre es ja gar nicht unser.

Mit unserer siebenbürgisch-sächsischen, bündischen Frauenarbeit steht es im besonderen und in ganz großen Zügen so: Wir haben augenblicklich zwei große Organisationen: Den allgemeinen ev. Frauenverein und den freien sächsischen Frauenbund. Jener sammelt die kirchlich-religiösen Bestrebungen und bietet sich den in solcher Richtung laufenden Bedürfnissen an, dieser faßt die politisch-religiösen Kräfte zusammen. Der allgemeine evang. Frauenverein hat bereits eine Geschichte, der Frauenbund wird sich sie erst schaffen müssen. Jener steht sozusagen auf breitester Grundlage, da er bis ins entlegenste Dorf hineinreicht, der Frauenbund beschränkt sich in seinen Einzelvereinen auf die größeren Orte. Neben diesen zwei Hauptorganisationen steht übrigens noch eine kleine Anzahl von Einzelvereinen, die irgendeinem Einzelziel zuliebe ins Leben gerufen wurden. In der Zukunft aber wird aller Wahrscheinlichkeit neben Frauenbund und Frauenverein noch eine dritte zusammenfassende Organisation treten, um die einzelnen Zweckverbände zu sammeln.

Um nun wieder auf die auslanddeutsche Frauenarbeit im allgemeinen zurückzukommen, muß gesagt werden, daß diese — einerlei, ob sie bündisch oder frei sich betätigt, einerlei auch, ob ihr Bild die besonderen Züge dieses oder jenes Siedlungsgebietes trägt — augenblicklich vor großen und äußerst schweren Aufgaben steht. Wir denken hierbei nicht an jene Schwierigkeiten, die sich auf dem Wege zur Erreichung bestimmter Einzelziele ergeben und in Steuern an Geld und Einzelarbeit sichtbar werden, und die trotz allem immer noch irgendeine halbwegs entsprechende Lösung gefunden haben und auch in Zukunft finden werden; hieran, wie gesagt, denken wir nicht, sondern an die ungeheuer große Aufgabe: die Idee des Deutschtums in seiner jeweiligen besonderen Ausprägung durch diese ihr so durchaus feindliche Zeit unbefleckt und ungeschmälert hindurchzutragen, um sie mit wirklich gutem Gewissen den Nachkommenden übergeben zu können.

Es steht zurzeit nämlich ganz unzweifelhaft so, daß wir unserem Deutschtum viel schuldig bleiben. Das hängt nicht in erster Reihe an mangelnder Geistigkeit, sondern an fehlender Sittlichkeit. Das ist die augenblickliche Volkskrankheit des Auslandsdeutschtums. Wir ließen so viel aus fremder, andersartiger Umgebung kommendes Sickerwasser in unseren Volksbrunnen fließen und haben uns in vieler Hinsicht schon gewöhnt, das Leben nach seiner völkisch-sittlichen Seite hin mehr oder weniger leicht zu nehmen. Es wurde so manches zur Kleinigkeit, was seinem

Wesen nach das gar nicht sein kann. Es klingt so entschuldigend, daß nur in diesem einen Falle Eigennutz vor Gemeinnutz gehe, daß es sich doch bloß um ein wenig Puder, Schminke und Parfüm handelt, um ein klein wenig verzeihlichen Luxus, ein einziges Glas Bier oder einen leicht zu übersehenden jugendlichen Übermut usw. Lauter „Kleinigkeiten“, wie es heißt, die der Zeitgeist nun einmal mit sich bringt. Und diese sogenannten Kleinigkeiten mehren und häufen sich, greifen immer mehr um sich, immer mehr das Urbild des Deutschtums verfälschend, immer mehr es zerstörend. Wir dürfen uns nicht mehr weiter so gehen lassen, dürfen Wesentliches Unwesentlichem zuliebe nicht opfern, Großes für uns nicht klein werden lassen, nur weil es so leichter und bequemer ist. — Im Grunde genommen wissen das die allermeisten unter uns, nur kommt man meist nicht bis zum Sun.

*

Die diesjährigen Ferienkurse werden eine ganze Anzahl der bedeutendsten reichsdeutschen Führerinnen zu uns bringen. Wenn irgendjemand, so sind sie, die nicht nur geistig hervorragten unter der reichsdeutschen Frauenschaft, sondern auch tatsächlich führen, das heißt in sittlicher Hinsicht vorangehen, berufen dazu, unsere sittlichen Maßstäbe zu verbessern und in vieler Hinsicht ganz neue uns zu setzen. Muster und Wegweiser wird aber auch der Größeste erst in dem Augenblick, wo jemand da ist, der nacheifert und nachfolgt.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Inhalt

Und doch . . . von Maria Rahle.

Die Seniorin der deutschen Frauenbewegung von Ministerialrätin Dr. Gertrud Bäumer-Berlin.

Die sächsische Frau von Adele Jay-Kronstadt.

Sprache und Zeitgeschichte von Univ.-Prof. Dr. Agathe Lasch-Hamburg.

Die Stellung der Mutter im Leben der Minderheitenvölker von Pfarrer a. D. Oskar Wittstock-Hermannstadt.

Der Fischhalter. Aus „Heimatseele“ — Ein sächsisches Pfarrhaus von Anna Schuller.

Von Ursachen und Zielen der deutschen Hausfrauenbewegung von Fides von der Maßburg.

Die Sachsen von Maria Rahle.

Die kulturellen, sozialen und nationalen Aufgaben der Frau im Staat von Margarethe Treuge-Hamburg.

Die auslanddeutsche Frau von Lotte Binder, Vorsitzende des Freien Sächsischen Frauenbundes, Mediaş.

*

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.